This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Educ
206
1
100

Grosse Erzieher

Band I.

Pestalozzi

von

E. von Sallwürk

A. Voigtländer's Verlag in Leipzig.

Educ 206.1.100

Harvard College Library

FROM

Columbia University Library

(By exchange)

Peſtalozzi.

Nach dem i. J. 1808 von F. G. A. Schöner gemalten Bildnis, jetzt im Peſtalozzianum in Zürich.

Große Erzieher.

Eine Darstellung der neueren Pädagogik in Biographieen.

Band I.

Pestalozzi.

Von

Dr. E. von Sallwürk.

Mit einem Bildnis.

Leipzig,
R. Voigtländer's Verlag.
1897.

1126.

Educ 206.1.100

Harvard College Library

FROM

Columbia University Library

(By exchange)

Pestalozzi.

Nach dem i. J. 1808 von F. G. A. Schöner gemalten Bildnis, jetzt im Pestalozzianum in Zürich.

Große Erzieher.

Eine Darstellung der neueren Pädagogik in Biographieen.

Band I.

Pestalozzi.

Von

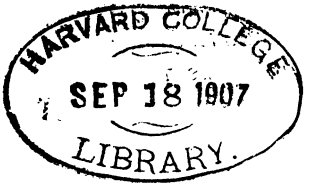
Dr. E. von Sallwürk.

Mit einem Bildnis.

Leipzig,
R. Voigtländer's Verlag.
1897.

1126.

Educ 206.1.10



By exchange
(Columbia
University
Library)

Pestalozzi.

Das achtzehnte Jahrhundert faßt die Erziehungsfrage mit ungemeinem Ernst auf. In früheren Zeiten erteilte die Pädagogik wohl ihren Rat, wie die Erben reicher und mächtiger Familien in der Zucht gehalten werden könnten bis zu dem Augenblick, wo sie selbst zu befehlen hätten. In unserem Jahrhundert verliert sie viele Zeit und Kraft an Pläne und Methoden für einzelne Seiten und Fächer des Unterrichtes. Im achtzehnten Jahrhundert stellt sie sich weit höhere Aufgaben: eine Erneuerung des ganzen Menschengeschlechtes war damals ihr Ziel. Rousseaus Emil, von einem selbst sehr mangelhaft erzogenen und zum Geschäfte der Erziehung nach seinem eigenen Urteil ganz unfähigen Mann verfaßt, hat durch seine Klagen über die Verderbtheit des menschlichen Geschlechtes seine Zeitgenossen noch gewaltiger erregt, als durch die kühnen und rücksichtslosen Projekte zur Wiedergeburt des natürlichen Menschen und zur Reinigung der Gesellschaft. Man begreift, daß das merkwürdige Buch überall gelesen, bewundert und bestritten wurde, aber auf die zur Ausführung erzieherischer Reformen zunächst Berufenen wenig Einfluß übte. Nicht so umfassend, aber unmittelbar eingreifend ist Pestalozzis Werk. Seine Gedanken sind im Volke geboren und wenden sich unmittelbar an das Volk, und während der Erfolg seiner Schriften mit dem des Rousseauschen Buches sich gar nicht vergleichen läßt, ist seine Wirkung im Praktischen eine fast augenblickliche gewesen, und sie ist geblieben bis in unsere Gegenwart herein. Wenn wir in den folgenden Blättern Pestalozzis Leben und die Entwickelung seiner pädagogischen Gedanken zu schildern unternehmen, so schreiben wir damit das erste und wichtigste Kapitel einer Geschichte der modernen Volkserziehung.

1. Familie und Heimat.

Der Mensch, wenn er werden soll, was er sein muß, muß als Kind sein und als Kind thun, was ihn als Kind glücklich macht. (Pestal. im Schweizerblatt.)

Johann Anton Pestalozzi, 1534 zu Chiavenna geboren, wandte sich zu seiner Ausbildung in die Schweiz und wurde 1567 Bürger von Zürich, wo er den Reformierten, die seit 1555 aus Locarno dorthin geflohen waren, vielfach hilfreich wurde; denn er hatte selbst die neue Lehre angenommen. Er starb am elften Januar 1604. Seine dritte Gemahlin war aus dem Geschlechte der Muralt. Die Familie nannte sich Pestaluz oder Pestaloz und Pestalozze. Ihr entstammte im fünften Gliede Johann Baptist, der Vater des Pädagogen. Er war 1718 geboren, als geschickter Chirurg bekannt und heiratete 1742 Susanna Hotz von Wädenschweil. Dieser Familie entsproßten vier Söhne und drei Töchter, von denen aber zwei Söhne und zwei Töchter über das Kindesalter nicht hinauslebten. Heinrich, dem unsere Darstellung gilt, hat als drittgeborenes Kind am zwölften Januar 1746 das Licht erblickt. Von den außer ihm am Leben gebliebenen Kindern war Johann Baptist älter, eine Schwester Anna Barbara, die später einen Kaufmann Groß in Leipzig geheiratet hat, um fünf Jahre jünger als Heinrich.

Der Vater starb 1751. Er sah seinen Tod voraus, und die Sorge um die Gattin, der er fünf Kinder hinterließ, lastete schwer auf seinen letzten Stunden. Er ließ die treue Dienstmagd des Hauses, die einunddreißigjährige Barbara Schmid, in der Familie „das Bäbeli" genannt, an sein Sterbebett kommen und empfahl die Seinigen ihrer Treue. Bäbeli gelobte dem Sterbenden, daß sie der Witwe in allem beistehen und die Kinder nicht verlassen wolle, und selten ist ein Gelöbnis heiliger und tapferer gehalten worden. Pestalozzi schrieb von der wackeren Magd: „Sie opferte sich . . uns ganz auf. Vom Rohesten, Gemeinsten, was die niedrigste Untermagd thun muß, bis zum Höchsten, was nur von der geprüften Hausfreundin gefordert werden kann, das that sie alles und alles gleich anhaltend durch ihre ganze Dienstzeit. Währenddem sie jeden Pfennig sparte, achtete sie auf unsere Ehre mit einer Zartheit, die unglaublich ist; währenddem sie vom Morgen bis in den Abend für uns auf den Füßen war, um durch Besorgung von Kommissionen für Verwandte auf dem Lande etwas Geld in das Haus zu verdienen, entging ihrer Aufmerksamkeit nichts von allem dem, was im Hause und für dasselbe zu thun war . . . und dann gab sie diesem allem so gar keinen Wert." Die Mutter hielt mit dem Wenigen, was ihr an

Einkünften geblieben war, sorglich Haus und opferte sich ganz auf für die Kinder. Dabei waren diese doch, besonders am Sonntag, gut gekleidet. Für Standesausgaben nur und für Geschenke that die Mutter zu viel. Heinrichs Unordentlichkeit, die sich bis zur vollständigen Vernachlässigung der äußeren Erscheinung steigerte, war nicht die Folge der beengten Verhältnisse, in denen er aufwuchs; sie erklärt sich aus seiner Gemütsart, die sich gern in die Dinge vertiefte und keinem Gegenstande Aufmerksamkeit zu widmen gewöhnt war, der nicht sein Gefühl in besonderem Grade erregt hatte.

Heinrich war von Geburt an schwächlich, sehr empfindsamen Gemütes und äußerst unbeholfen. Der Mangel an Geschick und äußerer Form wurde noch dadurch vergrößert, daß er wenig Umgang mit Gleichalterigen hatte. Seine Geistesart erwies sich als reine Innerlichkeit; was ihn lebhaft erregt, sucht er mit warmem Gefühl zu erfassen; was sein Gefühl nicht anspricht, besteht nicht für ihn. So förderte ihn der Schulunterricht wenig. Obwohl einer der besten Schüler in seiner Klasse, machte er Fehler, die auch den Schwächsten selten begegneten. Dabei besaß er aber großes Vertrauen auf seine geistige Kraft und ließ durch Enttäuschungen und schlechten Erfolg sich nicht aus seiner Stimmung bringen. Doch zeigen sich auch schon im Knaben Spuren eines mit vielem persönlichem Mute gepaarten Unabhängigkeitssinnes. Als man ihm in der Schule ansann, einen Mitschüler zu verraten, der straffällig geworden war, floh er schließlich zum Großvater, der Pfarrer auf dem Lande war. Auch seine Vertrauensseligkeit anderen gegenüber trat schon in den Knabenjahren hervor; er war zum Optimisten geboren und konnte zur gewöhnlichen Vorsicht im Umgang und in den Geschäften auch durch schlimme Erfahrungen sich nicht bestimmen lassen. Stark ausgebildet war in ihm von Jugend auf die Phantasie; darum ließ er von der strengen Wissenschaft sich ungern fesseln und vergaß mit fast unbegreiflichem Leichtsinn die eindringlichsten Warnungen, welche die Freunde und sein eigenes Leben ihm nur zu oft vorstellten.

Gern hielt er sich beim väterlichen Großvater Andreas Pestalozzi auf, der Pfarrer in Höngg war. Es war ein Mann alten Schlages, unablässig für das Wohl seiner Gemeinde besorgt, ein Optimist wie sein Enkel, aber der festen Überzeugung, daß die Verhältnisse des Landvolkes sich leicht bessern ließen, wenn man für eine bessere Erziehung sorgen wollte. Bei ihm mag Heinrich oft von der Einfalt und der biederen Genügsamkeit der früheren Zeiten gehört haben. Jedenfalls kam er durch den Großvater mit dem Landvolke früh in Berührung und

lernte bald kennen, was ihm fehlte und was es bedrückte. Die Art, wie der gute Pfarrer ihn im Lateinischen unterrichtete, blieb ihm in freundlichem Andenken.

2. Schul- und Studienjahre.

Meine Jugendführung gab meiner Lebhaftigkeit in tausendfachen träumerischen Ideen allgemeine Nahrung. (Pestal. 1802.)

Für die Erziehung der niederen Volksklassen fehlte dem achtzehnten Jahrhundert überall das rechte Interesse. Im Gebiet der Stadt Zürich war durch eine Schul- und Lehrordnung von 1719 für die äußeren Verhältnisse der Volksschulen im allgemeinen gesorgt. Die Schulherren, eine aus Ratsmitgliedern, Theologen und Lehrern der höheren Schulen zusammengesetzte Kommission, hatten auch für die Volksschulen das Notwendige zu veranlassen; aber es fehlte ihnen an den Mitteln, ihren Willen ins Werk zu setzen, und ihr Interesse wandte sich eher dem höheren Unterricht zu. In jeder Gemeinde sollte eine öffentliche Schule (Hauptschule) sein; neben ihr durften andere nur errichtet werden, wenn das Bedürfnis dringend war. Der Lehrer bezog von den Kindern einen „Schullohn", der wöchentlich bezahlt wurde, weshalb dieselben, wenn sie einen Tag versäumten, lieber die ganze Woche wegblieben, um das Schulgeld zu sparen. Ein Schulzwang bestand nicht. Man unterrichtete nur im Winter, und in armen Gemeinden kam die Schule vor Martini nicht in Gang. Die Lehrer, häufig Handwerker ohne irgend eine berufliche Bildung, wurden vom Pfarrer vorgeschlagen und von den Schulherren eingesetzt. Sie besorgten in der Regel auch den Küster- und Vorsängerdienst. Katechismus, Kirchenlieder und Gebete füllten die Schulzeit zum größten Teil aus; daneben wurde noch Lesen und Schreiben gelehrt, selten aber Rechnen. Die „Betschule" sollte das Erlernte wiederholen und befestigen. Für die Erwachsenen bestand auch eine „Nachtschule", die indessen zu schweren Mißständen führte. Die Versuche, eine Sommerschule einzuführen, blieben meist ohne Wirkung. In den sechziger Jahren dachte man ernstlich an eine Besserung dieser Verhältnisse. Man schickte Fragebogen an die Pfarrer, um den Stand des Volksschulunterrichtes zu erkunden. Die Antworten, die darauf erfolgten, lassen das Ungenügende der vorhandenen Einrichtungen deutlich erkennen. Aus dem Kapitel Elgg-Turbenthal, in welchem die Schulaufsicht mit Eifer gehandhabt wurde, kam folgender Bericht: „Vor Neujahr ist der Schulbesuch in allen Gemeinden gar schlecht; da muß jedes Glied der Familie arbeiten und spinnen, um etwas aufbringen zu können, damit man über Neujahr herrlich leben kann. Nach

dem Neujahr nehmen die Leute gerne den Finger in den Mund, um daran zu kauen." Die schon damals in der Schweiz viel betriebene Seidenweberei beschäftigte schon die sechsjährigen Kinder. Doch kamen auch günstigere Berichte; man hört auch von tüchtigen Lehrern, und ein Pfarrer bemühte sich, das Buchstabieren in seiner Schule durch das Lautieren zu ersetzen. Aber um dieselbe Zeit war Mißwachs eingetreten, und die daraus entstandene Teuerung schadete den Schulen auch viel: viele Eltern vermochten ihre Kinder nicht mehr anständig zu kleiden und hielten sie vom Unterrichte fern, um ihnen Beschämung zu ersparen. Pestalozzi betont im „Schwanengesang" die Schattenseiten der bestehenden Unterrichtsanstalten; an den Stadtschulen rügt er „die Gleichgültigkeit, Unkunde und Unaufmerksamkeit auf den inneren Zusammenhang aller wesentlichen häuslichen und Schulbildungsmittel mit der aus diesem Zusammenhang allein entspringenden sittlichen, geistigen und physischen Gemeinkraft in der Erziehung". Wenn er schon in seiner Schulzeit, wie er an gleicher Stelle berichtet, den Gedanken gefaßt hat, er möchte selbst einmal dazu berufen sein, die ländliche Erziehung zu bessern durch die „höchstmögliche Vereinfachung der gewohnten Schulunterrichtsmittel", so müßte derselbe durch den Großvater angeregt worden sein. Übrigens sind die Mitteilungen Pestalozzis aus seiner früheren Lebenszeit nicht immer zuverlässig.

In den Jahren 1768 bis 1778 wurde eine neue Schul- und Lehrordnung ins Leben gerufen. Ein erster Entwurf zu derselben stammt von Breitinger. Er ist vortrefflich geschrieben und atmet ganz den Geist der neuen Zeit. Man will jetzt „fürs Leben" erziehen, das Herz des Volkes durch die Schule bessern. Die Erfolge der neuen Ordnung zeigten sich bald in erfreulicher Weise; im ganzen freilich gelang es auch diesen Versuchen nicht, eine genügende Bildung über das ganze Land zu verbreiten.

In Zürich selbst bestand ein blühendes Schulwesen. Für den Elementarunterricht war eine „deutsche Schule" da, in die man aber, wie es scheint, nur die Knaben schickte, da die Familien es vorzogen, die Mädchen im Hause zu erziehen. Vom achten Lebensjahre an besuchten die Knaben die Lateinschule am Großmünster, die Schola Carolina, oder die am Fraumünster, die Schola Abbatissana; beide zählten fünf Klassen und waren auf sieben Jahreskurse berechnet. An diese Schulen schloß sich seit 1601 ein Collegium humanitatis mit drei Jahreskursen. Aus ihm konnte man in die Gelehrtenschule, das Collegium Carolinum oder Obere Kollegium, übergehen, das mit einem philosophischen

Kursus begann und mit einem theologischen abschloß. Die Lateinschule wurde jetzt in eine Realschule verwandelt, d. h. man betonte in ihrem Lehrplan, der das Lateinische beibehielt, jetzt den Realunterricht mehr. Daneben trat eine Kunstschule, welche Zeichnen und Realien betrieb und ihre Zöglinge, die sie mit dem zwölften Lebensjahr aufnahm, für den Gewerbestand vorbereitete. 1782 wurde ein medizinisch-chirurgisches Institut gegründet, 1806 ein politisches, 1826 das technische Institut. Zu Pestalozzis Zeit konnte die zürcherische Jugend, welche zu höheren Berufsstellungen gelangen wollte, nur für den Pfarrdienst sich in der Heimat die erforderliche Vorbildung erwerben.

Pestalozzi trat 1754 in die Lateinschule ein, ging Ostern 1761 ins Collegium humanitatis über und besuchte das Carolinum von Ostern 1764 bis Herbst 1765 oder Ostern 1766; eine abgeschlossene höhere Bildung hat er nicht erreicht. Zu seinen Lehrern gehörten Bodmer, der geschichtlichen, und Breitinger, der Unterricht in den alten Sprachen erteilte. Die Einwirkung dieser Männer auf die ihnen mit Verehrung anhangende Jugend war eine ganz bedeutende. Auch Johann Jakob Steinbrüchel, ein Schüler und später der Nachfolger Breitingers, war ein gefeierter Lehrer, wenn er auch nicht ganz dem idealen Schwunge von Bodmer und Breitinger folgen konnte, deren Verdienste weit über das Züricher Gebiet hinausreichen und in der Geschichte der deutschen Litteratur nicht vergessen werden können. Pestalozzi schrieb seinen Lehrern eine zu sehr aufs Ideale gerichtete Einwirkung, eine Erziehung zu einem „hohen Traumsinn" zu. Er nahm eben aus ihrem Unterricht, was seiner Natur zusagte, den Sinn der „Unabhängigkeit, Selbständigkeit, Wohlthätigkeit, Aufopferungskraft und Vaterlandsliebe". Seine späteren Erfahrungen belehrten ihn aber, daß diejenigen eine falsche Richtung verfolgten, welche das Volk von den täglichen und notwendigen Dingen wegziehen wollten, und daß vielmehr ein Bedürfnis vorlag, ihm die Naturkräfte zu erschließen, die in ihm und unter seinen Füßen lagen. An diesem Standpunkte gemessen, mußte ihm die Erziehung in den höheren Schulen seiner Vaterstadt verfehlt erscheinen. Aber es wirkten auf Pestalozzi und seine Jugendgenossen noch ganz andere Einflüsse.

Während er noch den Humanitätsstudien oblag, erschien Rousseaus Emil und entzündete Pestalozzis Gemüt noch mehr als das seiner Freunde. In seiner raschen Art suchte er die Lehren, die das Naturevangelium des Bürgers von Genf predigte, sofort in Wirklichkeit zu setzen. Er fing an, auf hartem Lager zu schlafen und der Fleischkost zu entsagen, fühlte jedoch bald, daß seine Gesundheit unter diesen gewaltsamen Neuerungen litt.

Aber die Schwärmerei für Einfachheit der Sitten, Freiheit des Gewissens und das Leben auf dem Lande blieb ihm. Beim Großvater in Höngg unterzog er sich allen Feldarbeiten. „Dieser Mann," schrieb sein treuer Freund Bluntschli von ihm, „schneidet den ganzen Tag auf dem Feld mit den Bauern Korn, Roggen ꝛc. ab. Er hat sich fast alle Finger an der linken Hand zerschnitten, der Arme." Im Jahre 1765 hatte Professor Bodmer an Sulzer zu berichten: „Es ist wunderbar, wie einige unserer besten Studenten die Phantasie haben, mit ihm [dem Junker Meis im Winkel] einen Bauernhof zu bearbeiten. Sie haben schon zum apprentissage den Bauern schneiden helfen, die Probe zu machen, ob sie Hitze, Schweiß, Regen ausstehen mögen."

Bodmer gründete, wohl dem Beispiel der von Iselin 1761 in Basel gestifteten Helvetischen Gesellschaft folgend, 1763 eine vaterländische Gesellschaft, über deren Entstehung und Beschäftigung ein gleichzeitiger Bericht sich so ausspricht: „Unser würdiger Bodmer, dessen politische Einsichten ebenso groß sind, wie sein Herz von patriotischen Gesinnungen voll ist, hat aus den besten und fähigsten unserer jungen Leute von 14—20 Jahren eine Gesellschaft gesammelt, die wöchentlich einmal in einem öffentlichen Hause, auf den Schuhmachern, unter dem praesidio eines sehr vernünftigen und tugendhaften Geistlichen, Herrn Franz Müllers, Diaconi an der französischen Kirche, zusammenkommen, eine moralische und politische Abhandlung lesen und mit einer freundschaftlichen Freimütigkeit beurteilen." Es war die Gesellschaft „zur Gerwe", die unter verschiedenen Namen, aber mit der deutlichen Absicht auftritt, aufklärend, befreiend, sittlich bessernd auf das gesamte Volk zu wirken. Der Geist, der in der Gesellschaft herrschte, war nicht unberührt von dem die ganze gebildete Welt dieser Zeit durchziehenden Drange nach Befreiung von dem geistigen Druck, den die Staats- und Kirchengewalten auf die Menschen gelegt hatten; auch in der Schweiz fühlten die lebhafteren Geister das Bedürfnis der Aufklärung und der Rückkehr zur Natur und zur einfachen Sitte der Väter. Aber die Bewegung, welcher die „Patrioten" in der Gesellschaft zur Gerwe dienten, hatte doch ihre eigene Art, die sich aus den besonderen politischen, gesellschaftlichen und kirchlichen Verhältnissen der Schweiz erklärt. Ein größeres Staatswesen bestand dort nicht, aber die Aristokratie, in deren Händen die Regierung der kleinen Gebiete lag, drückte auf das Landvolk noch unerträglicher als die despotischen Regierungen großer Staaten, deren Willkür häufig nur einzelnen Ständen oder Unterthanen fühlbar wurde. Der Kampf gegen staatliche Bedrückung hatte in der Schweiz ganz naheliegende, bestimmte Ziele; in Zürich z. B.

war das Landvolk von der Erwerbung einer höheren Bildung, ja selbst vom freien Markt und dem Wettbewerb in den Industrien, auf deren Betrieb es angewiesen war, ausgeschlossen. Die Aufklärung dagegen ließ sich in der Schweiz nicht zu dem flachen Vernunftglauben fortreißen, der aller äußeren Form des religiösen Lebens glaubte entbehren zu können; mit der alten Einfachheit, die man wieder begründen wollte, sollte der einfache und feste Glaube der früheren Zeit nicht verloren gehen. Für die Einfachheit der Sitte sorgte aber, soweit das überhaupt möglich ist, die Geistlichkeit und selbst die Regierung, die von Zeit zu Zeit Erlasse gegen Luxus und ausschweifende Kleidertracht hinausgehen ließ. Dem französischen Einfluß konnte man freilich in diesen Dingen auf die Dauer nicht wirksam entgegenarbeiten; aber der leichtfertige Geist, der die höhere Gesellschaft in Frankreich mit verbundenen Augen der Revolution entgegentrieb, bestand in der Schweiz nicht. Auf der andern Seite wirkte der Pietismus mit seiner mystischen Selbstbeschauung in allen nicht katholischen Gebieten der Schweiz, und die deutschen Teile der reformierten Schweiz gaben sich dem aus Deutschland herüberwirkenden Streben nach Einfalt und Kraft in Wort und Sitte mit noch lebhafterem Gemüte hin. Zu allem dem kam eine warme und ungeheuchelte Vaterlandsliebe, für die die Schweizer damals weder in Frankreich noch in Deutschland ein Muster sahen.

Pestalozzi schloß sich den Bestrebungen der jungen Welt, die sich um Bodmer scharte, mit ganzer Inbrunst an. Im Zürichischen Amte Grüningen bestand damals eine Art Leibeigenschaft, welche schwere Lasten auf das Volk legte. Von jedem Unterthan nahm die Regierung sein bestes Stück Vieh oder sein bestes Kleid. Diese Abgaben wurden in eine Geldsteuer verwandelt; dem Vogte von Grüningen aber war in der Festsetzung und Eintreibung derselben eine große Freiheit zugestanden, welche er in der drückendsten Weise gebrauchte. Im August 1762 schon war dem ungerechten Beamten eine Schrift ins Haus gelegt worden, welche den „Tyrannen, Bösewicht, Heuchler, den ungerechtesten aller Richter, den Gottesspötter, den Meineidigen" aufforderte, innerhalb zweier Monate seinen Raub zurückzugeben. Als Vogt Grebel dieser Aufforderung keinerlei Folge gab, erschien im Oktober die Schrift: Der ungerechte Landvogt oder Klagen eines Patrioten. Nun schritt der Hohe Rat von Zürich ein. Lavater und Heinrich Füßli bekannten sich als Verfasser und wurden zur Rechenschaft gezogen; der despotische Landvogt aber begab sich auf die Flucht. Dieser Erfolg war ermutigend genug. Einige Jahre später entdeckten die Patrioten wieder einen

Übelthäter ähnlicher Art, dem sie mit Drohschriften dermaßen zusetzten, daß er „restituierte“; aber er hielt sich doch nicht mehr für sicher und floh ebenfalls, indem er seine Angehörigen beauftragte, von seiner Flucht dem Herrn Bürgermeister Kenntnis zu geben und um Gnade und Barmherzigkeit zu bitten. Auch „schlechte Pfarrer“ wurden auf diese Art befehdet.

Ein anderer Fall brachte auch den jungen Pestalozzi in Untersuchung. Ein Kandidat der Theologie, des „Trompeters Müller sein geistlicher Sohn“, hatte, als die Züricher Regierung erwog, ob sie nicht dem aristokratischen Regiment in Genf bewaffnete Hilfe leihen sollte, ein „Bauerngespräch“ veröffentlicht, in welchem er ein derartiges Unternehmen als unsinnig bezeichnete. Er entzog sich durch Flucht der Verfolgung. Im Februar 1767 wurde er auf hundertundein Jahr aus den mittelbaren und unmittelbaren Gebieten des Landes Zürich verwiesen und seine Schrift vom Henker verbrannt. Pestalozzi war mit anderen angeschuldigt, dem Verurteilten zur Flucht verholfen und seine Schrift verbreitet zu haben, doch kam er mit einem Verweise und der Belastung, seine Arrestkosten selbst zu bezahlen, davon. Der Kandidat Müller erhielt durch seinen berühmten Landsmann Sulzer in Berlin eine Anstellung am dortigen Joachimsthalischen Gymnasium. Die deutsche Litteraturgeschichte kennt ihn als ersten Herausgeber des Nibelungenliedes.

Pestalozzi gab sich den patriotischen Bestrebungen, welche die ganze begabtere Jugend in Zürich belebten, mit ganzer Seele hin. Schon das Bäbeli hatte, wie er selbst sagt, ihm „von Kindesbeinen an eine hohe Achtung für die Menschennatur auch beim Niedrigsten im Volke eingeflößt“, und so warf auch er, wie er an anderer Stelle berichtet, „in den Fluten des Zeitalters Zwang und Furcht als ein lästiges Gewand weg, wie die Jünglinge alle“. Einer seiner Lehrer, Steinbrüchel, hatte eine Übersetzung demosthenischer Reden drucken lassen. Pestalozzi fand sie nicht gelungen und, obwohl selbst nicht stark im Griechischen, fertigte er von einem Abschnitt einer der betreffenden Reden eine andere Übersetzung, die er, um seinen Lehrer zu beschämen, bei einem Examen „als Probestück“ vorlegte. Er hat dieses Bruchstück später in einem Aufsatz über Agis den Dritten drucken lassen, der durchaus eine zeitpolitische Tendenz hatte. Auch an dem seit 1765 von der Gesellschaft zur Gerwe herausgegebenen „Erinnerer“, dem in dem Prozeß gegen den Kandidaten Müller ein Ende bereitet wurde, beteiligte sich Pestalozzi. An einer Stelle äußert er den Wunsch, daß jemand einen Auszug aus Tissots Anleitung für das Landvolk in Ansehung auf seine Gesundheit veranstalten möchte, dann, daß jemand einige Bogen

„voll einfältiger guter Grundsätze von der Erziehung fürs Volk drucken ließe“. Als Pestalozzi zwanzig Jahre alt war, stand demnach die Erziehung des Volkes schon als eine wichtige Aufgabe der Zeit vor seinem Geiste, und diese Aufgabe faßte er schon damals ganz und gar so auf, daß er in dem idealen Humanitätseifer, den er auch in seiner Umgebung beobachten konnte, keine Förderung derselben erkannte. Er hatte das Volk bei seiner Arbeit und in seinem Elend kennen gelernt; seine Überzeugung mußte ihn dahin führen, daß er beides mit ihm zu teilen bereit war.

Ein Jugendgenosse, der spätere Pfarrer Schinz, schreibt in einem Briefe vom Jahre 1783: „In den höheren Schulen bekam Pestalozzi den Ruf eines sonderbaren Menschen, der bei aller beibehaltenen unausstehlichen äußeren Unreinlichkeit und Unachtsamkeit dennoch, wenn es sein mußte und er einmal von seiner beständigen Gedankenzerstreuung zu sich selbst gebracht wurde, genau den Punkt traf, zu welchem man ihn leiten wollte.“ Merkwürdig bleibt nur, daß die lebhafte litterarische Bewegung, die in Zürich herrschte, in Pestalozzi nicht mehr von litterarischer Kunst entwickelte. Was er als Schriftsteller später geleistet hat, dankt er der ursprünglichen Kraft seines Gemütes, der gesunden Frische seiner Einbildungskraft und der Unmittelbarkeit seiner Erfahrung, und die Art seiner schriftstellerischen Arbeit war von Anfang an so, daß er auch nachträglich die äußere Gewandtheit sich nicht aneignete, welche ihm die Schule nicht gegeben hatte.

Das obere Kollegium, das Pestalozzi wahrscheinlich nicht ganz zwei Jahre lang besucht hat, hätte ihm die Ausbildung zum Theologen geben können. Es scheint aber, daß er den Gedanken, einst der Landeskirche dienen zu können, frühzeitig aufgab. Die sogar durch gerichtliche Untersuchung bezeugte Neigung des jungen Mannes, den Ansichten derjenigen entgegenzuwirken, in deren Händen die politische Macht lag, hätte ihm diese Laufbahn vielleicht von Anfang an verschlossen. Nun wird freilich erzählt, Pestalozzi sei bei einer Predigt, die er als Kandidat hielt, von einem Lachkrampf befallen worden, und diese Erfahrung hätte ihn bestimmt, von der Theologie abzugehen; aber das Vorkommnis ist so schlecht bezeugt, daß man es zu den vielen Geschichten rechnen muß, die nur darum erfunden worden sind, weil dem unpraktischen und immer aufgeregten Menschen etwas Derartiges unter Umständen hätte begegnen können. Dagegen dachte er allen Ernstes an rechtswissenschaftliche Studien, zu denen ihn seine bisherigen Lebenserfahrungen und das, was er als Lebensabsichten bis jetzt mit einiger Deutlichkeit sich vor Augen gestellt hatte, hinziehen mußten, obwohl er nicht hoffen

konnte, auf diesem Wege zu einer Stellung im heimischen Staatswesen zu kommen. Er gab den Plan auch „in seinem ersten Ursprunge“ wieder auf. Es ist wahrscheinlich, daß das ganze Jahr 1766 für Pestalozzi infolge von Unsicherheit in der Berufswahl verloren ging. Der Tod seines treuen Freundes Bluntschli, den die Genossen Menalk nannten in Erinnerung an Virgils zehnte Ekloge, brachte Pestalozzi endlich zu einem Entschlusse. Bluntschli, ein ideal angelegter, begabter junger Mensch, den eine immer bedrohlicher werdende Krankheit einen baldigen Tod voraussehen ließ, übte auf seine Freunde schon um des Ernstes und der Mäßigung willen, an die seine schwächliche Gesundheit ihn gewöhnt hatte, einen bedeutenden Einfluß. Als er das Herannahen der letzten Lebensstunden fühlte, redete er dem Freunde, dessen vertrauensseliges Ungeschick er kannte, zu, er möge sich einen ruhigen Beruf wählen und für alle wichtigeren Entschließungen des Rates eines zuverlässigen Freundes sich versichern. Bluntschli starb am 24. Mai 1767. Im Herbst dieses Jahres war der Entschluß gefaßt, sich der Landwirtschaft zu widmen. In der Zwischenzeit spielten sich aber andere Dinge ab, die für Pestalozzi nicht weniger wichtig waren.

An Bluntschlis Totenbett lernte er Anna Schultheß kennen, welche dem Hinsterbenden eine reine und volle Freundschaft gewidmet hatte. Sie war die Tochter eines wohlhabenden und tüchtigen Kaufmanns, der außer ihr noch fünf Söhne hatte, und sieben Jahre älter als Pestalozzi, der von dem schönen und fein gebildeten Mädchen sich außerordentlich angezogen fühlte und in der Trauer um den gemeinsamen Freund einen Anlaß zu vertrauterer Annäherung fand. Anna war viel reifer in ihren Anschauungen und ebenso ruhig und maßvoll als Pestalozzi zur Raschheit und zur Unbesonnenheit geneigt. Sie war, als Pestalozzi ihr seine Hand anbot, überrascht und konnte ihrer Bedenken lange nicht Meister werden; aber das herzliche Vertrauen des jungen Mannes, seine Zuversicht und sein offenes und warmes Wesen bestimmte sie endlich zu seinen Gunsten. Sie sagte ihm scherzend, wenn er auch der Natur für sein Äußeres wenig Dank schulde, so zeigen doch seine großen schwarzen Augen die Güte seines Herzens und die Weite seines Geistes. Am 26. August 1767 verlobten sich die jungen Leute. Bald darauf trat Pestalozzi seine landwirtschaftliche Lehrzeit an.

Johann Rudolf Tschiffeli, aus guter bernischer Familie stammend, als Landwirt ein selbstgemachter Mann, bewirtschaftete, während er die Stelle eines Ehegerichtsschreibers in Bern bekleidete, einige Güter und hatte durch die Gründung einer Ökonomischen Gesellschaft (1759) in weiten Kreisen die

Blicke auf sich gezogen. Als Pestalozzi bei ihm eintrat, hatte er den Eindruck, daß der kluge und thatkräftige Mann bei seinem Landbau sich bereichere; es ist indessen Thatsache, daß er durch seine unausgesetzten Versuche in pekuniäre Schwierigkeiten verwickelt wurde, aus denen ihn nur ein großer Lotteriegewinn befreite. Was Pestalozzi auf Tschiffelis Gute Kirchberg sah, gab ihm die Hoffnung, durch rationellen Landbau nicht bloß sich selbst eine befriedigende Lebensstellung schaffen, sondern auch zur Hebung der Verhältnisse unter der ländlichen Bevölkerung seiner Heimat beitragen zu können. Damals baute man im südlichen Frankreich und im Elsaß Krapp; es war möglich, daß die Einführung dieser Kultur auch in der Schweiz sich lohnen werde. Außerdem hatte Tschiffeli den Gartenbau zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß man seine Art nur nachzuahmen brauchte. Darauf baute Pestalozzi seine Zukunft. Die Braut schrieb an Pestalozzis Mutter am 17. November: „Mein Freund hat schon eine Menge Begriffe, die Landwirtschaft betreffend, von seinem vortrefflichen Gönner Tschiffeli erlernt ... er versichere ihn täglich, es müsse uns gewiß wohl gehen, wenn er jedes Vorteil in Acht nehme, das zur Landwirtschaft gehöre, und das er ihm sagen wird." Aber die Eltern der Braut teilten diese Hoffnung gar nicht. In einem späteren Briefe an die gleiche Adresse klagt sie: „Meine geliebten Eltern haben sich an Verwandte gewandt, die ihnen beständig die Verhinderung des besten Verbündnisses mißraten; sonst, weiß ich, würden sie aus ihnen selbst nicht so gar strenge mit mir verfahren." Pestalozzi ließ in seiner Stimmung sich nicht beirren. Er hatte selbst Krapppflanzen nach Zürich gebracht und gefunden, daß sie dort vortrefflich gediehen; so schien es ihm, daß „der ganze Plan seiner Einrichtungen sich seiner Wirklichkeit sehr nähere". Als er freilich im „Schwanengesang" noch einmal einen Blick auf sein Leben warf, kam ihm Tschiffelis Landwirtschaft nicht „solid genug" vor; er selbst sei als „landwirtschaftlicher Träumer" von ihm weggegangen.

Im Herbst 1768 kehrte er nach Zürich zurück und trat der Ausführung seiner landwirtschaftlichen Pläne näher. In dem zwischen Brugg und Lenzburg, zwischen der Aare und der Reuß gelegenen Birrfeld glaubte er ein geeignetes Feld für seine Unternehmung gefunden zu haben.

3. Auf dem Neuhof.

Er war kein Werk der Welt und paßte in keinen Winkel derselben. (Pestal. in den Nachforschungen.)

Das Birrfeld liegt in der Landschaft, die „Im Eigen" hieß; diese war ein Teil des niederen Aargau, das unter bernischer Herrschaft stand. Der Boden in der Gegend war schlecht; aber Pfarrer Fröhlich von Gebistorf, das zwischen Brugg und dem aargauischen Baden liegt, hatte Pestalozzi versichert, man könne das Land leicht bessern, Esparsette könne auf dem kalkigen Boden ohne Dünger gepflanzt werden, und Mergelgruben zum Wiesenbau seien ganz in der Nähe. Pestalozzi ließ sich zunächst in Mülligen nieder, etwa drei Viertelstunden weg von dem Felde, das er erwerben wollte. Zu den Unterhandlungen bediente er sich eines gewissen Merki oder Märki, dem er unbedingtes Vertrauen schenkte, obwohl niemand gut von ihm sprach. Zunächst kaufte er nur einige Juchart in der Gemarkung Lupfig, die sogenannten „Humbeläcker", um mäßigen Preis. Merki riet ihm aber, sich weiter nach Südosten im „Letten" anzukaufen; diese Länder hatte Merki an sich gebracht und überließ sie nun seinem Auftraggeber gegen die besseren und größeren Humbeläcker. Nach und nach besaß Pestalozzi hundert Morgen, für die er 1000 Gulden bezahlt zu haben angiebt; nach genaueren neueren Berechnungen hat ihn das Land mehr als fünftausend Gulden gekostet. Das Zusammenkaufen dauerte von 1769—1774. Das Land war arm, die Bevölkerung dürftig; so glaubte der vertrauensvolle Ansiedler noch viel bessere Geschäfte machen zu können, als Tschiffeli.

Der Vater eines Freundes, der auch der großen Schultheßschen Familie angehörte, hatte für Pestalozzis Unternehmen fünfzehntausend Gulden dargeliehen; der Vater der Braut hatte aber kein Vertrauen zu den großartigen Plänen des künftigen Schwiegersohnes. Anna blieb jedoch dem Geliebten treu und verließ das elterliche Haus ohne Aussteuer; nur ihr Klavier, Wäsche und Kleider nahm sie mit. „Du wirst mit Wasser und Brot zufrieden sein müssen," sagte die Mutter beim Abschied. Am 30. September 1769 fand die Trauung statt in der Kirche zu Gebistorf. Die Spannung zwischen den Neuvermählten und den Eltern der Frau dauerte aber nicht lange. Die Weihnachtstage brachten sie vergnügt bei den letzteren zu; der zuerst nur auf einige Tage berechnete Aufenthalt dehnte sich auf drei Wochen aus. Aber schon im Frühjahr 1770 sprach man in Zürich von der Aussichtslosigkeit der Unternehmung.

Im Frühjahr 1771 war das Wohnhaus im Birrfeld endlich

beziehbar geworden. Es war ein einstöckiger Bau, links davon, wenn man nach Süden gegen den Kestenberg hin sah, eine große Scheune und daneben ein großer Brunnen mit Viehtränke. Pestalozzi nannte das Gut, das er jetzt bezog, Neuhof. Die Krappkultur lohnte sich nicht. Nun wurde Esparsette gepflanzt und ein Versuch mit der Sennerei gemacht. Inzwischen drohte der Züricher Kapitalist mit der Zurücknahme des in das Unternehmen gesteckten Geldes. Pestalozzi befand sich bald in der übelsten Lage.

Noch in Mülligen wurde ihm sein einziges Kind geboren (August 1770), ein Sohn, der in der Taufe den Namen Hans Jakob erhielt, in der Familie aber Jacqueli genannt wurde. Pestalozzi ließ sich seine Erziehung sehr angelegen sein, glaubte aber den Vorschriften Rousseaus folgen zu müssen, nachdem einige verfrühte Unterrichtsversuche mißlungen waren. Weder Lesen noch Schreiben sollte der Knabe lernen, sondern frei und natürlich seine geistigen Bedürfnisse aus sich selbst entwickeln. Emanuel Fröhlich, der Vater des bekannten Fabeldichters, war damals Lehrling in der Gerberei seines Vaters in Brugg und kam manchmal auf den Neuhof. Er erzählt, daß Mutter Pestalozzi immer sehr freundlich gegen ihn gewesen sei; Jacqueli aber habe ihm den Eindruck eines rohen Knaben gemacht. Der Vater war indessen mit seinen Erziehungsergebnissen so zufrieden, daß er sorgfältig Buch darüber führte und im „Volksblatt" darüber berichtete. Die Mutter war nicht einverstanden mit diesen pädagogischen Experimenten und lehrte hinter dem Rücken des Vaters den Knaben lesen; Schreiben und Rechnen hätte er nach Fröhlichs unglaublicher Mitteilung erst gelernt, als er in der kaufmännischen Lehre bei seines Vaters Gönner Battier in Basel war. Jacqueli ist ein Unglückskind geblieben. Was über sein kurzes Leben zu berichten ist, möge hier gleich mitgeteilt werden. Schon in Basel befielen ihn gichtische Leiden. Er verheiratete sich 1791 mit Anna Magdalena Fröhlich, die dem Pestalozzischen Hause später noch eine wertvolle Stütze wurde; einen Beruf konnte er nicht ergreifen. Als der Vater in Burgdorf lehrte, steigerte sich die Krankheit in bedrohlicher Weise. Am 15. August 1801 starb er. Er hinterließ eine Tochter Marianne, die bald nach ihm starb, und einen Sohn Gottlieb, der das Pestalozzische Geschlecht fortgepflanzt hat.

Im Jahre 1774 standen die Dinge auf dem Neuhof schon sehr schlecht. Pestalozzi machte nun den Versuch, arme Kinder Baumwolle spinnen zu lassen. Er entzog sie auf solche Weise dem Bettel und konnte dabei noch auf einen kleinen Gewinn rechnen. Dem Neuhof war damit freilich nicht aufzuhelfen,

und so schob sich der volkserzieherische Zweck von selbst in den Vordergrund. Im darauf folgenden Jahre mußte das ganze Unternehmen als verunglückt betrachtet werden. Im „Christmonat 1775" erließ Pestalozzi nun „eine Bitte an Menschenfreunde und Gönner zu gütiger Unterstützung einer Anstalt, armen Kindern auf einem Landhause Auferziehung und Arbeit zu geben". Er sagt in dem sehr beweglich geschriebenen Aufruf, er habe es für wahrscheinlich gehalten, daß „auch kleinere Kinder bei geringer Arbeit, unter vorteilhaften Umständen, ihren Unterhalt frühe sich selbst verdienen könnten, wo einige Vorschüsse wegen Einrichtungen und dem Verlust der Lehrzeit bestritten und in Absicht auf Gebäude und Unterhalt wohlfeile Wahl und Einrichtung getroffen werden könnten". Er versprach, die Kinder gleichzeitig im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten und sie „zur Kenntnis des engern Taunerfeldbaus anzuführen", d. i. zur Bebauung kleiner Landstücke, wie sie ein Tauner (Tagner, Taglöhner) etwa zu besorgen hat. Der Aufruf blieb nicht ohne Wirkung. Seit 1774 war Pestalozzi Mitglied der schon erwähnten, von Iselin gestifteten Helvetischen Gesellschaft, die sich alljährlich in Schinznach versammelte, das nur anderthalb Stunden vom Neuhof entfernt ist. Hier wurde er mit Iselin selbst bekannt, der 1776 die Bitte an Menschenfreunde in seiner Zeitschrift, den „Ephemeriden der Menschheit", abdruckte. Er fügte bei, daß selbst der Kommerzienrat der Republik Bern die Anstalt Pestalozzis unterstützt habe. Im Winter ließ er die Kinder spinnen und weben; während der Arbeit aber wurde gelernt, wie er es später in Lienhard und Gertrud erzählt. Im Sommer trieb er Landwirtschaft. Frau Pestalozzi sorgte, soweit es ihr möglich war und wenn es ihre gerade in dieser Zeit angegriffene Gesundheit erlaubte, für Ordnung im Hause. Für den Unterricht war aber Pestalozzi allein da, und er wußte die manchmal ungebärdige Kinderschar wohl durch die Ausbrüche seiner raschen Natur in Schranken zu halten; wo er jedoch nicht selbst zugegen war, offenbarte sich die Roheit der von der Gasse aufgelesenen, schlecht erzogenen und manchmal ganz verwahrlosten Kinder. Die Eltern brachten sie in Lumpen in die Anstalt, und wenn sie dann ordentlich gekleidet waren, nahmen sie sie heimlich wieder weg. Zu Zeiten schien die Anstalt sich gedeihlicher zu entwickeln. 1778 waren 37 Kinder da und außer den zu Pestalozzis Hause gehörigen Personen noch zwölf Bedienstete, darunter auch ein Mann, der die Kinder beim Spulen im Lesen und Buchstabieren unterrichtete. Diesem ausgedehnten Betriebe entsprachen aber die Mittel gar nicht, welche Pestalozzis Aufruf ihm zu sichern gewußt hatte. So gedieh auch diese Unternehmung nicht.

Im Jahre 1780 mußte er die Anstalt schließen. Das ganze Gut war verschuldet und seiner Gattin Vermögen verloren. Die Verwandten boten die Hand zu einer notdürftigen Ordnung des zusammengebrochenen Besitzes. Er behielt das Wohnhaus mit etwa sechzig Jucherten Land und blieb auf dem Neuhof wohnen. Bei den Nachbarn, die dem Treiben auf dem Gute mit viel Neugier und wenig Gunst zuzusehen gewohnt waren, galt er jetzt als ein Narr. Das Volk nannte ihn „Pestilenz" und „Vogelscheu", und die ihm wohlwollender gesinnt waren, mieden seine Begegnung, um ihn nicht durch ihre Teilnahme und ihre Fragen zu kränken. Einige Zöglinge blieben noch im Hause. Es scheint aber, daß eine allgemeine Mutlosigkeit die Familie befallen habe, die es nun einmal als ihr Schicksal ansah, daß ihr nichts gelingen sollte. So war es ein großes Glück, daß noch im Jahre 1780 eine tüchtige Dienstmagd ins Haus kam. Die Zustände waren so schlimm geworden, daß es Pestalozzi und den Seinigen manchmal am täglichen Brot und im Winter am Holz fehlte. Elisabeth Ruf aus Kappel konnte das nicht mit ansehen. Sie fing zunächst an, den am Hause befindlichen und verwahrlosten Garten wieder in Stand zu setzen; nach und nach kam auch das Übrige wieder in bessere Ordnung, und so schaffte ihre mutige Beharrlichkeit überall Wandel zum Bessern, ohne daß sie ihre demütige Bescheidenheit, der Pestalozzi das rühmendste Zeugnis giebt, abgelegt hätte. Bald kam von einem reichen Kaufmann in Basel, der für Pestalozzis Bestrebungen ein warmes Verständnis hatte, dem tiefgebeugten Mann werkthätige Hülfe. In den letzten Jahren der Armenanstalt stand ihm niemand zur Seite als der edle Isaak Iselin in Basel, den wir als Herausgeber der „Ephemeriden" kennen gelernt haben. Von dieser Seite wurde er auch aufgemuntert, sich auf einem ihm nicht ganz unbekannten, aber seiner ganzen Art nicht vollständig entsprechenden Gebiete eine Stellung zu verschaffen. Iselin öffnete ihm die Spalten seiner Zeitschrift, obwohl er wußte, daß er vom Neuhof weder scharfe wissenschaftliche Erörterungen, noch glänzende Darstellungen zu erwarten hatte. Er wollte Pestalozzis warmes Empfinden für die Bedürfnisse der Zeit und des Volkes seinen eigenen menschenfreundlichen Bestrebungen dienstbar machen, und damit hat er nicht bloß um den armen Menschenfreund auf dem Neuhof, sondern um unsere Pädagogik sich nicht genug zu rühmende Verdienste erworben. Pestalozzi wußte wohl, daß ihm die Gabe ruhiger Abwägung der Gedanken und kühler Klarheit in der Darstellung derselben versagt war; aber er fühlte, daß, was er zu sagen hatte, von solchen Künsten wenig gewinnen konnte. „Ich bin nicht zum

Schriftsteller gebildet," schrieb er im August 1779 an Iselin; „mir ist wohl, wenn ich ein Kind auf meinen Armen habe oder ein Mensch, woher er kommt, mit Gefühl für Menschlichkeit vor mir steht: und dann vergesse ich die arme Wahrheit, die sich auf der Feder modeln läßt, und gehe an der Hand der lieben Natur ohne Buch und Führer, so wie ein jeder Mann im Zwillich neben mir gehen kann, meine Straße und weiß so wenig von den Fußwegen und schönen Spaziergängen der Schriftsteller als ein Dorfjunge, und für alles, was mich nicht als Bedürfnis der Menschheit interessiert, bin ich unbekümmert und einer der unwissendsten Menschen. Daher muß alles, was ich als Schriftsteller sagen kann, eine äußerst mangelhafte Seite haben." Man kann Pestalozzis Schriftstellerei, die uns freilich fast nie in der ungepflegten Originalität vor Augen tritt, die er zuerst seinen Schriften gegeben hat, nicht treffender kennzeichnen, und doch blieb in der Lage, in welcher Pestalozzi am Ende der siebziger Jahre sich befand, ihm nichts anderes übrig, als seinen hohen Zielen auf diesem Wege sich zu nähern.

Seit 1776 trat Pestalozzi mehrmals in den „Ephemeriden" als Schriftsteller auf. Als Nikolaus Emanuel Tscharner, der 1767—1773 Landvogt von Schenkenberg in Pestalozzis Nachbarschaft war, in der nämlichen Zeitschrift von 1775—1777 seine Aufsätze „über die Armenanstalten auf dem Lande" erscheinen ließ, veröffentlichte Pestalozzi als Erwiderung am nämlichen Orte (1777) seine „Briefe über die Erziehung der armen Landjugend". In diesen stellt er als Ergebnis seines Nachdenkens und seiner Erfahrung gegen Tscharner folgende Sätze auf, welche schon das Programm zu Lienhard und Gertrud in sich schließen: 1. Der Arme muß durch die Armut zur Ertragung derselben erzogen werden, nicht in schön eingerichteten Anstalten. 2. Die Armenanstalten müssen sich selbst durch Industrie erhalten. Die Briefe schließen mit einer Apostrophe an den „edlen Herrn", an den sie gerichtet sind; darin spricht der Verfasser mit begeisterten Worten den Wunsch aus, daß er selbst einst „dem schönen Ziel dieser Endzwecke näher kommen möge". Als kräftigster Förderer derselben hätte er sich damals eben Leute gewünscht wie Tscharner, der von sich im Jahre 1768 schrieb: „Ich bestreite die Laster eines rauhen und die Mängel eines sehr armen Volkes, ich kämpfe für die Ordnung und die Tugend, für die Rechte der Menschheit und der Natur. Mehr Vater als Richter, mehr Lehrer als Regent, suche ich mein Volk zur Kenntnis seiner Gebrechen und der wahren Hilfsmittel zu bringen und in demselben das große Verlangen zu erwecken, gut und glücklich zu sein. Diese Bemühungen lassen mir wenig

Muße übrig, die ich meiner Familie, der Lektüre und dem Landbau schenke; so lebe ich vergnügt und glücklich und wünschte mir keinen anderen Teil: mit dem meinen zufrieden, quälen mich weder Geiz noch Neid." Das ist ganz das Bild, das Pestalozzi in Lienhard und Gertrud von Arner entwirft, und der Gedanke von Lienhard und Gertrud ist eben in diesen Zeiten in Pestalozzi entstanden. Später hätte er Veranlassung gehabt, anders von Tscharner zu denken, der ihm die Unterstützung nicht zu teil werden ließ, die er wohl von ihm erhoffen konnte. Indessen war es nur die klare Einsicht in die Undurchführbarkeit der Pläne, die Pestalozzi auf dem Neuhof verfolgte, was ihn hinderte, dem armen Mann die Hand zu reichen. „Er will sich nicht raten lassen und fährt immer zu hoch," schrieb er im Dezember 1778 an Iselin; „mit so oft verbrannten und verlorenen Schwingen will er immer der Sonne zu. Er sucht auf fremden jetzt sich zu heben; aber hier — in Bern — hat er alles Zutrauen verloren."

1780 beantwortete Pestalozzi die von der Aufmunterungsgesellschaft in Basel gestellte Preisfrage: „Inwiefern ist es schicklich, dem Aufwand der Bürger in einem kleinen Freistaate, dessen Wohlstand auf die Handelschaft gegründet ist, Schranken zu setzen?" Solches war in seiner Vaterstadt geschehen, wo 1778 Bürgermeister und Räte ein Mandat zur Einschränkung des Aufwandes in der Kleidertracht erließen. Das Vorkommnis ist bedeutsam für die innere Entwickelung dieser kleinen schweizerischen Staatswesen. Während französischer Einfluß die Lebenshaltung höher und die Sitten lockerer machte, hielten die alten Patrizierfamilien an der alten Einfachheit fest. Pestalozzi konnte ihnen freilich dafür wenig Lob sagen; denn er wußte, warum die reichen Städter so zäh am Alten hingen. Er selbst liebte die Ungezwungenheit und stieß damit nach beiden Seiten an, und als er gar noch begann, das Landvolk in seinen Hütten, bei seinen Arbeiten und seinen Vergnügungen in der Nähe zu beobachten, galt er auch hier für einen Mann, den man nicht ernst nehmen könne. Als aber sein Name in der Litteratur mit Ehren genannt wurde, sahen ihn auch die Vornehmen gern in ihren Kreisen, wobei es freilich oft eigentümliche Verlegenheiten gab. Es ist eine ganz gut beglaubigte Erzählung, daß er einmal vom Neuhof aus zu Lenzburg in einer feinen Damengesellschaft so beschmutzt sich vorstellte, daß ihn die Frau vom Hause ersuchte, im Nebenzimmer Strümpfe und Schuhe ihres Gatten anzuziehen. Dies schien ihm zu umständlich; als der gleiche Vorschlag aber noch einmal an ihn gerichtet wurde, kehrte er sich einfach auf dem Stuhle um, zog die Schuhe, während er der Gesellschaft

den Rücken zeigte, aus, ebenso die Strümpfe, die er dann umwendete und wieder anzog, und strich schließlich, nachdem er die eigenen Schuhe wieder angezogen hatte, mit den Fingern den Kot von der Fußbekleidung ab.

Während dieser Zeit arbeitete er an Lienhard und Gertrud, seinem Volksbuch, dem wir eine besondere Betrachtung zuwenden werden. Vorher erschien in Iselins „Ephemeriden" seine Abendstunde eines Einsiedlers ohne den Namen des Verfassers (Mai 1780). Der in Aphorismen gehaltene, oft in gefühlvolle Ausrufe verlaufende Aufsatz zeigt deutlich, wie tief Rousseau den Verfasser ergriffen hatte, noch mehr aber, wie mächtig die erzieherischen Gedanken in dem von aller praktischen Einwirkung auf den Zustand des Volkes vorläufig ausgeschlossenen Mann zum Ausdruck und, wenn die Zukunft wieder besser werden sollte, zur Bethätigung drängten. Der Gedankengang der im Winter 1779 auf 1780 verfaßten Schrift ist folgender.

Daß die Menschen, besonders die Leitenden unter ihnen, das Wesen und die Bestimmung des Menschen nicht kennen lernen, ist die Ursache des unbefriedigten Daseins, das so viele führen. Die Wahrheit darüber zeigt die Natur selbst im Gefühl und Bedürfnis, das jede einzelne sittliche Beziehung in dem Betreffenden hervorruft. Die Erkenntnis der menschlichen Bestimmung muß ausgehen von der Betrachtung der natürlichsten und einfachsten Beziehungen, in welche die Natur den Menschen versetzt. „Mensch, Vater deiner Kinder, dränge die Kraft ihres Geistes nicht in ferne Weiten, ehe er durch nahe Übung Stärke erlangt hat . . . das zerstreute Gewirr des Vielwissens ist ebensowenig die Bahn der Natur." Da alle Menschen gleich organisiert sind, muß, was ich in meiner innersten Menschennatur erschaue und empfinde, ‚allgemeine Menschenwahrheit' und allgemein anwendbar sein. So beruht alle Menschenweisheit auf der Kraft eines guten, der Wahrheit folgsamen Herzens und aller Menschensegen auf diesem Sinne der Einfalt und Unschuld. Die Ausbildung dieser inneren Kräfte ist die Bestimmung der Menschheit. Dieser allgemeinen Bestimmung muß die Berufs- und Standesbildung untergeordnet werden. Die Familie begründet das erste sittliche Verhältnis; das Vaterhaus ist die Grundlage alle[illegible]reinen Naturbildung der Menschheit. Hier ist die Quelle der Zufriedenheit, welche dem schimmernden Glück der auf der Höhe der Menschheit Wandelnden so sehr abhanden gekommen ist. Aber dieses Verhältnis befriedigt nicht immer. Der Glaube an Gott als den Vater der Menschheit muß dem Menschen von frühester Jugend an innewohnen, damit er das Leben ertragen könne. Nur wenn Gott unser Vater ist, bedeutet der Tod kein

Ende unserer Bestimmung. Dieser Glaube hält allein die sittlichen Verhältnisse der Menschheit aufrecht, weil er ihre Voraussetzung ist. Darauf beruht das Wesen aller Stände. Der Fürst wird nur ein Vater seines Volkes sein, wenn er auch Kind seines Vaters war. Dagegen ist die Verkennung der menschlichen Verhältnisse, durch die wir Brüder, Väter, Kinder sind, die Quelle aller Ungerechtigkeit und der‚Nationalentkräftung'. „Nationalscheu des Volkes gegen den öffentlichen Trotz seiner Fürsten gegen die Gottheit ist Nationaltugend." — Von diesen Bahnen der Natur weichen die Großen ab durch „glänzende, blitzende Erschöpfung ihres Wesens, kühnen, sachenden Mut bei Gefahren", die Kleinen durch „Hang zu niederem Schimmer, Drang, Anlagen und Kräfte zu spiegeln und seine Schwäche zu bemänteln".

Diese im schwellenden Gefühlston des vorigen Jahrhunderts gehaltene Herzensergießung erträgt keine genaue Zergliederung; sie ist selbst nicht einmal frei von Widersprüchen: aber sie giebt den Grundton, der in allen späteren Äußerungen Pestalozzis über das Wesen der Menschennatur und die Ziele der menschlichen Entwickelung durchklingt. Rückkehr zur Einfalt des Denkens und Empfindens und Handelns, Aufsuchung der einfachsten Mittel der Erziehung, Anpassung derselben an die natürliche Entfaltung der ursprünglichen Mittel des menschlichen Geistes, sparsame, aber vollständige Ausnutzung aller menschlichen Kräfte, Beseitigung alles falschen Glanzes und Hinwendung aller Machtmittel auf das Erste und Einfachste, was dem Menschen not thut, wenn er wirklich glücklich und zufrieden sein soll — das hat Pestalozzi von Anfang an im dunklen Drange seines menschenfreundlichen Gefühls gefordert, und er hat am Ende diese Forderungen auf die Bedürfnisse der Erziehung angewendet und damit der Pädagogik seiner Zeit auf weithin die Wege gewiesen. In diesem Sinn ist auch der eigentümliche Schluß des Aufsatzes zu verstehen, den wir auch, um Pestalozzis Stil zu kennzeichnen, hierher setzen. Er lautet: „O Fürst in deiner Höhe! O Goethe in deiner Kraft! Ist das nicht deine Pflicht, o Goethe, da deine Bahn nicht ganz Natur ist? Schonung der Schwachheit, Vatersinn, Vaterzweck, Vateropfer im Gebrauch seiner Kraft, das ist reine Höhe der Menschheit. O Goethe in deiner Hoheit, ich sehe hinauf von meiner Tiefe, erzittere, schweige und seufze. Deine Kraft ist gleich dem Drang großer Fürsten, die dem Reichsglanz Millionen Volkssegen opfern." Iselin hatte, obgleich er den Dichter des Werther nicht viel anders beurteilte, Anstoß an dieser Stelle genommen. Pestalozzi schrieb ihm nun: „Goethe lasse ich gerne durchstreichen.

Der Sinn, warum er daſtehet, iſt folgender. Die Kraft ſeines dem Jahrhundert zugeſchnittenen Genies wirkt mit Fürſten- und Herrſchergewalt, wie Voltaire in ſeiner Zeit, und ſeine unbeſcheidene, ungläubige, alles Heiligtum der Welt nicht ſchonende Kühnheit iſt wahre Schwäche. Wäre Vaterſinn, Vateropfer Geiſtesrichtung des Mannes im Gebrauch ſeiner Kräfte, er wäre Prophet und Mann Gottes fürs Volk, jetzt Irrlicht zwiſchen Engel und Satan und mir inſoweit niederer Verführer der Unſchuld." Die Stelle wurde dennoch abgedruckt, aber mit folgender, von Peſtalozzi vorgeſchlagener Bemerkung des Herausgebers: „Der Verfaſſer der Abendſtunde hat bei Anlaß einer politiſchen Schrift in einem Brief an mich ähnliche Ideen geäußert, die vielleicht einigen Stellen dieſes Blattes Licht geben. — Ich baue, ſagt er, mit Ihnen alle Freiheit auf Gerechtigkeit; aber ich ſehe in dieſer Welt keine verſicherte Gerechtigkeit als bei der zur Einfalt, Frommkeit und Liebe geſtimmten und in dieſer Stimmung erleuchteten Menſchheit" u. ſ. w. Dieſe Anſchauung beſtimmt auch jetzt ſchon Peſtalozzis religiöſe Neigungen. „Der Mann Gottes," ſchließt die Bemerkung, „der mit Leiden und Sterben der Menſchheit das allgemein verlorene Gefühl des Kinderſinns gegen Gott wieder hergeſtellt, iſt der Erlöſer der Welt. Er iſt der geopferte Prieſter des Herrn; er iſt Mittler zwiſchen Gott und der Gottes vergeſſenen Menſchheit; ſeine Lehre iſt eine Gerechtigkeit bildende Volksphiloſophie, ſie iſt Offenbarung Gottes des Vaters an das verlorene Geſchlecht ſeiner Kinder."

In anderer Beziehung ſtand Peſtalozzi Goethe näher, im ſprachlichen Ausdruck ſeiner Empfindung. Was Bodmer 1774 über den Stil ſeiner Zeitgenoſſen geſagt, gilt auch von Peſtalozzi: „Bald wird man unter uns wie ſchon lange unter den Franzoſen den style rapide für die erſte und vornehmſte Eigenſchaft eines Schriftſtellers halten. Aber ich ſehe noch eine ſchlimmere Ketzerei aufkeimen, die gewiß in kurzem allgemein werden wird. Empfindung, Gefühl, rein von alter kalter, pedantiſcher, dem Gefühl tödlicher Überlegung, dieſes iſt jetzt der Wahlſpruch derer, die das Ohr des Publikums haben. Sie werden dieſe Lehre in mancher Stelle des jungen Werther finden. Aber eben dieſe Wärme des Gefühls, von aller Vernunft verlaſſen, das nach dieſer Leute Sinn das höchſte und wünſchbarſte iſt, jagte dem jungen Werther die Kugel durch den Kopf." Man kann danach beurteilen, was viele vernünftige Leute von dem Verfaſſer der Abendſtunde erwarten mochten.

1776 war Peſtalozzi Mitglied des Illuminatenordens geworden, der wenige Jahre nachher ſeine Wirkſamkeit

wesentlich erweiterte. Da auch die schriftstellerischen Arbeiten Pestalozzis ihm nicht den Ertrag versprachen, der zur Sicherung seines Lebensunterhaltes notwendig war, so suchte er durch seine Verbindung mit diesem Orden Gelegenheit zu umfassenderer praktischer Thätigkeit zu erhalten. In den achtziger Jahren bot er dem Präsidenten des Reichs-Rechnungshofes in Wien, an den ihn Ordensmitglieder gewiesen hatten, seine Dienste zur Beförderung der Volksbildung an. Dort glaubte man bald, in ihm nur einen unpraktischen Plänemacher erblicken zu dürfen. Die Korrespondenz hörte nach einiger Zeit ohne Ergebnis auf. Später näherte er sich in gleicher Absicht dem Großherzog Leopold von Toscana, von dem er sich um so mehr irgend ein Entgegenkommen versprach, als er Kaiser geworden war. Es scheint aber, daß von dieser Seite dem eifrigen Werber nicht einmal mehr eine Antwort zu teil wurde. Auch an Frankreich dachte Pestalozzi. Die einzige Frucht dieser Bemühungen könnte sein, daß die Nationalversammlung in Paris ihn zum Bürger von Frankreich ernannte, weil „die Männer, welche durch ihre Schriften und ihren Mut der Freiheit gedient und zur Befreiung der Völker beigetragen haben, von einer Nation, die durch ihre Einsicht und ihren Mut frei geworden ist, nicht als fremde angesehen werden können." Ein „Auferziehungsplan", den Herr von Bonstetten Pestalozzi um 1780 vorlegte, kam ebensowenig zur Ausführung als eine Reise nach Berlin, wo letzterer dem Könige von Preußen seine Ansichten über Volkserziehung vortragen wollte.

Pestalozzi lebte bis 1798 auf dem Neuhof, hielt sich aber manchmal auch längere Zeit bei Verwandten auf und arbeitete auch eine Zeitlang in einem Seidengeschäft „auf der Platte" bei Zürich. Aus dem immer aufreibenderen Zustand des Bangens und der Enttäuschung riß ihn schließlich der politische Kampf, in welchen die letzten Jahre des Jahrhunderts sein Vaterland hineinstürzten. Bevor wir davon reden, haben wir noch sein großes Volksbuch zu besprechen.

4. Lienhard und Gertrud.

In tiefen Nöten lebte ich einsam, vergessen, verachtet, gedrückt; aber mein Herz suchte nicht mehr nach meiner Rettung als nach der Rettung derjenigen, die mich höhnten, und nach der Rettung ihrer Kinder. (Pestalozzi Neujahr 1810.)

Über die Entstehung seines großen Volksbuches erzählt Pestalozzi folgendes im „Schwanengesang". In Zürich war man damit beschäftigt, das Corps der Stadtsoldaten zeitgemäß zu erneuern. Dies gefiel den am Alten hängenden Bürgern

nicht; auch Pestalozzi fand das Unternehmen ungeschickt und verfaßte eine „Schnurre“ mit der Aufschrift: „Über die Umgestaltung der krummen, staubigen und ungekämmten Stadtwächter unter unsern Thoren in gerade, gekämmte und geputzte.“ Er legte seine Satire dem Buchhändler Füßli in Zürich vor. Hier sah sie dessen Bruder, der später als Maler in England sich einen Namen gemacht hat. Er erkannte in der Schrift ein hervorragendes Talent volkstümlicher Schreibart und meinte, man müsse den Verfasser aufmuntern, es zu pflegen; gewiß könne er damit sein Glück machen. Pestalozzi hörte den Rat der verständigen Männer gerne an, und mit der ihm eigenen Raschheit, in neue Pläne sich hineinzudenken, machte er sich sofort ans Werk. Marmontels moralische Erzählungen sollten ihm dabei als Muster dienen. Die ersten Versuche befriedigten den Verfasser nicht; nur Lienhard und Gertrud blieben als der Beachtung wert übrig, und diesen Entwurf legte er nun dem Züricher Buchhändler vor, der ihn aber, da er „unerträglich inkorrekt und unlitterarisch“ gewesen, umarbeiten ließ. Die Umarbeitung jedoch, welche die volkstümliche Ursprünglichkeit der Schrift ganz verwischte, gefiel nun Pestalozzi nicht. Er zog die Schrift zurück und wandte sich nun sofort an Iselin. Diese Darstellung läßt sich nur zum Teil mit den Thatsachen vereinigen, die wir jetzt aus dem Briefwechsel Pestalozzis mit Iselin kennen. Dort schreibt er in einem etwa 1777 zu setzenden, nicht datierten Briefe an Iselin von einem „Katechismus-Projekt“, mit dem er nichts anderes geben wollte als eine Reihe „von treffenden Lagen“, die, im Geiste des Landvolkes und in seiner „Erkenntnissphäre“ gelegen, ihm das „System der ihm brauchbaren Wahrheit“ einprägen sollten. Er denkt dabei nicht an „Frag und Wort, wo Umstände nicht Frag und Wort natürlich abnötigen“, sondern nur an die erzählende Darstellung von „Scenen, Auftritten, Lagen, die das Herz des Bauern warm machen, die den Geist des Armen emporheben und die niedere Menschheit in ihren wahrsten und eigensten realen Bedürfnissen erleuchten sollten.“ Im Winter 1778 auf 1779 teilt er Iselin einige Abschnitte des Buches mit, indem er bemerkt, daß er seit seiner Rückkehr von einem Besuche in Basel mit dem Plane „eines kleinen Buches umgehe, welches dem niedersten Volk die wichtigsten es angehenden Wahrheiten in seiner Sprache, in den Bildern seiner Lage und Umstände“ vor Augen führen sollte. Es scheint also, daß er mit Iselin seinen Plan durchgesprochen hatte, bevor er an die Ausführung ging. Am 29. September 1780 schickt er an Iselin die „erste Abteilung“ des Manuskripts. In einem früheren Briefe, in welchem er die Sendung ankündigt,

bemerkt er, er habe schon vor Jahren mit seinem Baseler Gönner von seiner Arbeit gesprochen. Im September 1780 ist auch schon vom Drucke derselben die Rede. Iselin hatte das Verdienstliche der Schrift gewürdigt und in seinem so oft bethätigten Eifer für das allgemeine Wohl auch gleich die Wege gefunden, Pestalozzis Gedanken dem Volke nahe zu bringen. Ein Eintrag in Iselins Tagebuch vom „5. Wintermonat“ lautet: „An Herrn Pestalutzens Lienhard und Gertrud ausgebessert.“ Im März 1781 klagt er an der nämlichen Stelle: „Zeit verschleudert mit Herrn Pestalozzens Lienhard, der nun zu Ende geht.“ Pestalozzi hatte keine Ahnung davon, daß er dem edlen Menschenfreunde in Basel so viele Mühe bereite: er hielt es für einen guten Gedanken, „ein Quart schweizerisch und dreit Quart deutsch drucken zu lassen.“ Iselin hatte indessen schon im September 1780 mit dem aus der Schweiz stammenden Berliner Buchhändler Decker verhandelt, der um diese Zeit in Basel sich aufhielt. Am anderen Tage schon brachte dieser sechs Louisdor als Honorarzahlung für Pestalozzi, der diese Einnahme sehr wohl brauchen konnte, und Iselin druckte im November einige Abschnitte des Buches in seinen „Ephemeriden“ ab, um das Publikum auf die Schrift aufmerksam zu machen, deren Druck im Winter 1780 auf 1781 begonnen wurde, aber langsam vorrückte, wohl deshalb, weil die Redaktion des Buches, wie Iselin im Tagebuch bemerkt, ihm mühsamer wurde, als er anfangs gedachte hatte. Schon im Januar 1781 äußert Pestalozzi seine Ungeduld über den langsamen Gang der Arbeit. Bevor der Druck des ersten Teils vollendet war, hatte ihn Pestalozzi schon umgearbeitet, um ihn „zu möglichster Einfalt herabzustimmen“. Am Ende verzögerte noch die Herstellung einer Vignette die Ausgabe des Buches, das Mitte Mai endlich erschien. Die Nachfrage nach demselben war so groß, daß die in die Schweiz geschickten Exemplare den Bedarf nicht deckten. Dieser Erfolg erhöhte Pestalozzis Selbstgefühl so, daß es ihm, wie er in diesen nämlichen Tagen schreibt, in der Schweiz „zu enge wurde“. Das Verdienst, in „Leonor und Gertrud“, wie das Buch hieß, als es dem Verleger angeboten wurde, den wertvollen Kern durch alle Unfertigkeit der Form hindurch erkannt zu haben, muß nach all diesen Thatsachen Iselin zufallen. Was Pestalozzi dem Züricher Buchhändler vorgelegt hat, sind wohl andere novellistische Versuche gewesen, die mit Marmontels Erzählungen mehr Verwandtschaft hatten als Lienhard und Gertrud. Pestalozzi würde den thatkräftigen Anteil, den Iselin an seinem Werke nahm, weniger leicht vergessen haben, wenn jener nicht so bald nach dieser Bethätigung desselben aus dem Leben geschieden wäre. Im „Schweizerblatt“,

das Pestalozzi 1782 herausgab und in dem er im ganzen den Gedankenkreis weiter bearbeitete, den wir aus Lienhard und Gertrud kennen, sagt er in einem Nachruf auf den am 20. Juli 1782 gestorbenen Gönner, er habe seine schriftstellerischen Pläne gefördert, „daß ich nach langen, mich selbst verzehrenden Jahren endlich einmal Brot fände", und dem zweiten Teil seines Buches, der 1783 erschien, schickte er folgende Worte an „Iselins Schatten" voran: „Ob du wohl meine Zuschrift an dich beim ersten Teil dieses Buches unterdrückt, so weihe ich dennoch deinem Angedenken diesen zweiten und sage jetzt mit Thränen, was ich damals mit Freuden sagte, daß ich dich schätzte, ehrte und liebte, wie ich wenig Menschen auf Erden schätze, liebe und ehre." Warum Iselin seinen Namen im ersten Teile des Buches nicht sehen wollte, erklärt sich daraus, daß derselbe ohne Verfassernamen erschien; erst im Septemberheft der „Ephemeriden" von 1781 nannte er Pestalozzi als Verfasser des Buches, das unterdessen überall Aufsehen und bei den meisten Lesern Bewunderung erregt hatte. In einer Notiz aus dem Jahre 1804 dagegen zählt Pestalozzi unter denen, die zur Zeit, da Lienhard und Gertrud erschien, seine Gönner gewesen seien, Iselin an letzter Stelle auf, und es läßt sich nicht ersehen, ob dessen Verdienst um ihn damit besonders ausgezeichnet werden sollte.

Der erste Teil des Buches enthält alles, was Pestalozzi zuerst in sein Werk aufnehmen wollte; die Gedanken, die er einmal angesponnen hatte, ließen ihn aber nicht so leicht wieder los. Mit der schon erwähnten vereinfachenden Umgestaltung des ersten Teiles sollte noch 1781 der zweite gedruckt werden. Der Berliner Buchhändler ließ sich aber darauf nicht ein. So erschien denn der zweite Teil ohne jene Umarbeitung 1783 in Frankfurt und Leipzig; 1785 folgte der dritte, 1787 der vierte. Der erste war ein Ereignis gewesen in der litterarischen Welt, in der Schweiz die Erfüllung eines Bedürfnisses aller Einsichtigen. In der „Gesellschaft zur Gerwe" hatte Pestalozzi vielleicht selbst den Vortrag eines Ungenannten über politische Erziehung mit angehört, in dem die Notwendigkeit einer Verbesserung der Erziehung mit folgenden Worten begründet wird: „Wir nehmen die Gubernatoren aus uns selber, und also müßten wir, eine ganze Gemeinde, erst weise und gut sein, ehe wir das von unsern Gubernatoren erwarten und fordern dürften." Er selbst aber war der Berufenste, den Gedanken einer gründlichen Umgestaltung der Volkserziehung auszusprechen; denn er glaubte, unter dem Mangel derselben selbst am tiefsten leiden zu müssen. Im ersten Brief von „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" spricht er sich über die Umstände, die ihn zum Erzieher gemacht haben, so aus:

„Ich sage es jetzt mit innerer Erhebung und mit Dank gegen die ob mir waltende Vorsehung: selber im Elend, lernte ich das Elend des Volkes und seine Quellen immer tiefer und so kennen, wie sie kein Glücklicher kennt. Ich litt, was das Volk litt, und das Volk zeigte sich mir, wie es war und wie es sich niemand zeigte. Ich saß eine lange Reihe von Jahren unter ihm, wie die Eule unter den Vögeln; aber mitten im Hohngelächter der mich wegwerfenden Menschen, mitten in ihrem lautem Zuruf: Du Armseliger! du bist weniger als der schlechteste Taglöhner imstande, dir selber zu helfen, und bildest dir ein, daß du dem Volke helfen könntest? — mitten in diesem hohnlachenden Zuruf, den ich auf allen Lippen las, hörte der mächtige Strom meines Herzens nicht auf, einzig und einzig nach dem Ziele zu streben, die Quellen des Elends zu stopfen, in das ich das Volk um mich her versunken sah." Aber der Eindruck, den der erste Teil des Buches hervorgerufen, war mit demselben vollständig erschöpft; das Lesebedürfnis der Zeit war groß, die Geneigtheit, das Bestehende unter dem Spiegel der Satire zu betrachten, überall verbreitet, das Bedürfnis nach Neuerungen auf allen Kunstgebieten ziemlich lebhaft, und Lienhard und Gertrud kam dem allem entgegen. Sobald der Verfasser aber sich anschickte, seinen Gedanken allen Ernstes der Wirklichkeit näher zu bringen und damit das romanhafte Gewand des Buches immer mehr abzustreifen, fand das große Publikum kein Interesse mehr an dem Buche. Als der erste Teil erschienen und Pestalozzi als Verfasser bekannt geworden war, verehrte ihm die „Ökonomische Gesellschaft" in Bern eine Medaille im Werte von zwanzig Dukaten, wozu ein Mitglied der bernischen Regierung ein Geschenk von dreißig Dukaten fügte. Vom ersten Teil ließ Decker eine französische Übersetzung von P. d. M. erscheinen (1783); aber der zweite und dritte Teil wurden sehr wenig gelesen, der vierte kaum beachtet. Über die weiteren Schicksale des Buches geben wir einige Mitteilungen in den Anmerkungen, um seinem Inhalte jetzt in der Weise näher zu treten, daß wir die erzieherischen Gedanken, welche für Pestalozzi ebenso den Kern des Buches ausmachten wie jetzt für uns, besonders hervorheben.

Ein alter Bauer aus dem Orte Bonnal, das der Schauplatz von Lienhard und Gertrud ist, erzählt die Geschichte; Pestalozzi will damit seiner Darstellung möglichste Objektivität verleihen: aber es liegt ihm nicht daran, diese Einkleidung um jeden Preis festzuhalten; er spricht sogar bisweilen seinen „Leser" an. Die Geschichte macht uns zunächst mit Lienhard bekannt. Er ist Maurer und ein guter Mensch; aber sein Leichtsinn bringt seine Familie in Gefahr. Gertrud, seine treue Ehefrau, wartet

mit ihren sieben Kindern nachts auf den pflichtvergessenen Mann, der nicht die Kraft in sich findet, von Trunk und Spiel sich loszureißen. Als er endlich nach Hause kommt, überwältigt ihn die Reue beim Anblick seiner Frau und seiner weinenden Kinder; aber er ist zu schwach, sich der Verführung entgegen zu stemmen. Dem Dorfvogt Hummel, der zugleich Wirt und der Gläubiger vieler leichtsinniger Dorfbewohner ist, schuldet auch er dreißig Gulden. Darum wagt er nicht, aus dem Wirtshaus wegzubleiben, und den Dorfvogt mag er nicht beim Landvogt anklagen, weil er ihm selbst sein Verschulden bekennen müßte. Aber Gertrud will diesen Verhältnissen um jeden Preis ein Ende machen. Ihr kleinstes, blühendes Kind auf dem Arme, geht sie zu Arner, dem Junker von Arnheim, dem „Landesvater". Dieser giebt der wackeren Frau dreißig Gulden, damit die Familie sich von der Verbindlichkeit gegen den Vogt loslöse und verspricht, Lienhard die Arbeit an der Kirche, die in Bonnal gebaut werden soll, zu übertragen. Dieser sucht sich arme Leute als Gehilfen am Bau heraus; aber der Vogt spinnt Ränke gegen Lienhard, die ihm zum Teil zu gelingen scheinen. Lienhards Arbeiter sind gedrückte, teils kriecherische, teils bettelstolze Leute; andere sind durch ihre Dürftigkeit in zu große Abhängigkeit von schlechten Bauern geraten. Einer der ärmsten ist der Hübelrudi, dessen Mutter im Elend, aber gottergeben und mit Ermahnungen an den heruntergekommenen Sohn und dessen Kinder stirbt. „Zieht den Hut ab, Kinder, es folgt ein Sterbebett," ist die Überschrift des Kapitels, in dem der Tod der alten Frau erzählt wird; es ist eines der ergreifendsten in Pestalozzis Buch und ganz aus der Wärme seines Gemütes heraus geschrieben. Beim Vogt finden die verlotterten Bauern sich doch wieder zusammen und beschließen nun, den Bau durch Hexenspuk zu stören, der nur durch ihre eigene abergläubische Beschränktheit vereitelt wird. Der Pfarrer Ernst sucht unterdessen durch seine Predigten auf die verhärteten Gemüter der Bauern einzuwirken; der Vogt fühlt sein Unrecht um so mehr, als die Angst seiner Frau ihn immer mehr verwirrt: aber er kann vom Bösen nicht lassen. Nach und nach rührt sich ein besserer Geist in der Gemeinde; der Druck, den die Abhängigkeit vom Vogt auf alle legt, wird immer unerträglicher. Lienhards freundliche Geduld beim Kirchenbau und Gertruds und ihrer Kinder christliche Mildthätigkeit fangen allmählich zu wirken an. Zwei Bauern, die der Vogt bestochen, Lienhard und seiner Arbeit Hindernisse zu bereiten, bringen jenem den Sündenlohn zurück und sagen sich von der bösen Verabredung los. Da treibt den Vogt sein verderbter Sinn zum Äußersten; er wagt es, einen Markstein zu Arners Ungunsten

zu versetzen. In dunkler Nacht macht er sich an die Ausführung seines Unternehmens; aber seine Geisterfurcht hindert ihn daran. Der Pfarrer bringt nun in den Vogt, daß er ein am Hübelrudi begangenes Unrecht, das diesen in seine Not gebracht, wieder gut mache. Arner setzt den Vogt ab; sein Nachfolger soll ihm aber jährlich noch hundert Gulden als Ersatz für das verlorene Amt geben. Nun hält er vor der Gemeinde Gericht über den untreuen Vogt und seine Helfershelfer. Rudi kommt wieder in geordnete Verhältnisse durch Arners gerechte Fürsorge. Nachdem er dem Junker gerührt und verwirrt Dank gesagt, wendet sich Arners Gattin zu ihrem Gemahl mit den Worten: „Junker! Gottes Erdboden ist schön, und die ganze Natur bietet uns allenthalben Wonne und Lust an. Aber das Entzücken der Menschlichkeit ist größer als alle Schönheit der Erde.“ Alle Anwesenden sind zu Thränen gerührt. Am Ende zeigt sich noch die Aussicht, daß Hübelrudi seinen verwaisten Kindern eine tüchtige Mutter ins Haus führen werde. Gertrud will ihre beste Freundin bewegen, Rudis Frau zu werden. Über den Vogt war die Strafe verhängt worden, daß er in Ketten an dem versetzten Markstein alles wieder in Ordnung bringe und dann ins Ortsgefängnis gebracht werde, wo der Pfarrer während vierzehn Tage von ihm „seinen Lebenslauf abfordern“ soll. Vor der ganzen Gemeinde soll der Pfarrer dann den Lebenswandel des Bestraften zur Lehre und Warnung darstellen. Weil aber in der Gemeinde noch so viele rohe und ungesittete Leute seien, soll am Vogt noch ein Beispiel vollzogen werden, indem ihm unter dem Galgen die rechte Hand an einen Pfahl gebunden und die drei ersten Finger derselben mit unauslöschlicher schwarzer Farbe angestrichen werden.

Mit der Exekution, die am Vogte vollstreckt wird, der die Gemeinde in der Kirche um Verzeihung bittet, beginnt der zweite Teil. Während der Pfarrer die Lebensgeschichte des im Gefängnisse befindlichen Vogtes erkundet, bringt Gertrud das Hauswesen Hübelrudis wieder in Ordnung. In der Gemeinde aber regt sich der alte böse Geist wieder; viele fürchten, es werde nun auch nach ihnen die Hand der Gerechtigkeit sich ausstrecken. Nur Gertruds Haus ist unberührt von dem Treiben der Gemeinde. Sie lehrt ihren Kindern das Gute mit dem Nützlichen. Während sie nähen und spinnen, lehrt sie sie auch zählen und rechnen. „Zählen und Rechnen ist der Grund aller Ordnung im Kopf . . . Sie ließ ihre Kinder während dem Spinnen und Nähen ihre Fäden und Nadelstiche hinter sich und für sich (d. h. vorwärts und rückwärts) zählen und mit ungleichen Zahlen überspringen, zusetzen und abziehen.“ Es kommt jetzt

an den Tag, wie viel Eigentum dem Junker durch die Leute von Bonnal schon veruntreut worden ist; diesem Verderben gegenüber weiß auch der neue Vogt sich keine Stellung in der Gemeinde zu verschaffen: er wird nur der Knecht der verschmitzten und unredlichen Bauern. Aber der Junker hält scharfes Gericht über sie; auch der Schulmeister und der Küster entgehen ihm nicht. Dann aber verteilt er Weideland an die Bauern, das er genau untersucht hat und nun aus einem fast unbrauchbaren Sumpf zu wertvollem Boden machen will. Jetzt erkennt das Volk seinen Vater und dankt ihm laut. Er überläßt es eine Zeitlang seiner Freude. Auch ein Dorfquacksalber wird vom Junker bloß gestellt. Dabei läßt er es weder an Ironie noch an Erregung des Gefühls fehlen. Der Pfarrer zeigt, daß viele Worte die Wirkung nicht haben, welche die Zeugnisse warmen Gefühls hervorrufen: „Die Menschen unserer Zeit sind an das arme Wortwesen von früher Jugend an wie verkauft und haben fast keinen Sinn mehr für den wortleeren, reinen Ausdruck der inneren Güte und Frommkeit der Menschen, durch welche die äußeren Zeichen derselben geheiligt werden." Die Frau des Vogtes stirbt, indem sie der ganzen Gemeinde Abbitte leistet. Der Pfarrer stellt, wie Arner es befohlen hat, den abgesetzten Vogt, dessen Leben und Thun er nun aufs genaueste erkundet hat, der Gemeinde vor mit einer Ansprache, in der er den ganzen Fluch dieses Lebens aus der Vernachläßigung der Erziehung erklärt. Damit schließt der zweite Teil.

Als Pestalozzi den dritten Teil schrieb, war ihm klar geworden, wie wenig der größere Teil der Leser sein Buch verstanden habe. Er erklärt nun in der Vorrede dieses Teils, er habe aus seinem Buche nicht „ein Guckaus und Guckein" machen wollen, sondern „ein ABC-Buch der Menschheit". Diesem Zweck tritt er in dem neuen Teil mit erneutem Eifer nahe; hier entwickelt er das große Geheimnis seiner Volkserziehung, von dem die Leser freilich noch weniger wissen wollten als von dem Gericht, das über den ungetreuen Dorfvogt ergangen war. Ist diese neue Abteilung des Buches nun auch noch ernster und praktischer als die früheren, so treten doch in ihr die schriftstellerischen Vorzüge Pestalozzis sehr deutlich hervor. Es treten hier mehrere wackere Frauen auf, die sehr gut charakterisiert sind, und die eines großen Dichters würdige Figur des merkwürdigen Kindes Babeli, das auf dem Grabe seines erhängten Vaters im Dunkel der Nacht Thränen unversieglicher kindlicher Liebe weint. Der Inhalt des dritten Teiles ist folgender:

Während der Predigt, mit welcher der Pfarrer den Vogt vor die Gemeinde gestellt hat, erwacht in Arner der Entschluß,

der Gemeinde endlich wieder aufzuhelfen. Der Pfarrer weist ihn an den „Baumwollen-Meyer", der ihm vorschlägt, die Kinder mit Baumwollspinnen zu beschäftigen und ihnen, wenn sie von ihrem Verdienste eine bestimmte Summe auf die Seite gelegt hätten, ein Stück Land zehntfrei zu überlassen, wodurch sie am Landbau festgehalten würden; freilich müßte man den Leuten auch zeigen, wie man das Land bebaut, und eine bessere Schule einrichten. Das Beispiel besserer Erziehung hat unterdessen Gertrud gegeben an Rudis Kindern, obwohl sie ihr infolge ihrer Verwahrlosung im Anfang viele Schwierigkeiten bereiten. Der Junker will nun durch den Lieutenant Glüphi, einen ernsten und nüchtern praktischen Mann, eine bessere Schule in Bonnal einführen. Er widmet sich diesem Auftrag mit allem Eifer. Vor allem scheint es ihm notwendig, daß das alberne Wort- und Lirilarumwesen aus dem Unterricht beseitigt werde; im übrigen nimmt er sich Gertrud zum Muster, die neben dem Spinnenlehren die Kinder noch in anderen Dingen unterrichtet. Den armen Bürgern giebt der Junker durch Vorschüsse die Möglichkeit, daß sie ihren Kindern Ziegen kaufen, die sie für die Familie pflegen und weiden. Reichere Bürger ahmen das Beispiel nach; aber der Plan, den Spinnerkindern Weideland zu geben, erregt Murren bei der Gemeinde. Die Schuldabrechnung mit dem Vogt Hummel bringt auch wieder manches Schlimme an den Tag, und so zeigen sich die Verhältnisse in Bonnal immer noch nicht gebessert. Nur die Kinder begreifen des Junkers gute Absichten besser, und auf einem Fest, das er ihnen bereitet, kommt ihre Dankbarkeit lebhaft zum Ausdruck. Auch die Erziehungspläne Glüphis, der den Bauern gesagt, er wolle, „daß die Kinder reden und reiten miteinander lernen," begreifen sie nicht. Gertrud richtet die Schule ein. Sie setzt ihre und Rudis Kinder unter die anderen; die Kinder unterrichten sich dann gegenseitig. Sie teilt dieselben in vier Gruppen nach der Fertigkeit im Buchstabieren. Eine Frau Namens Margreth leitet die Spinnarbeit. Glüphi unterrichtet im Lesen, Schreiben und Rechnen und findet die Kinder geschickter, als er geglaubt hatte. In der zweiten Bearbeitung von Lienhard und Gertrud werden hier den Kindern auch Blumenbeete zur Bearbeitung überwiesen. Glüphi sieht, wie notwendig bei aller Erziehung der Zwang der Arbeit ist; daher müsse, wie er meint, dem Unterricht immer die strenge und ernste Berufsbildung vorangehen. Die sittliche Bildung, die zunächst in Ordnung und Reinlichkeit ihre Ziele sieht, wird auf diesem nämlichen Wege erreicht; weiterhin sollen die Kinder „durch feste Angewöhnung an alles das, was sie einst sein und können müssen, zur wahren Weisheit des Lebens" geführt werden.

Pestalozzis Grundsatz: „Das Leben bildet“ ist damit schon hier deutlich ausgesprochen. Auch der Pfarrer sieht jetzt, wie wenig mit dem „Wortwesen“ erreicht wird. Glüphi aber will besonders der Falschheit zu Leibe gehen und lieber böse scheinen, um das Gute zu wirken. Rechten Wahrheitssinn glaubt er durch das Rechnen am besten zu begründen: „recht sehen und hören ist der erste Schritt zur Weisheit des Lebens, und Rechnen ist das Band der Natur, das uns im Forschen nach Wahrheit vor Irrtum bewahrt, und die Grundsäule der Ruhe und des Wohlstandes, den nur ein bedächtliches und sorgfältiges Berufsleben den Kindern der Menschen beschert.“ Tabellen dienen zum Rechenunterricht, der zuerst im beschränkten Raume einer Dekade alle Verhältnisse der Zahlgrößen in möglichster Klarheit entwickelt und unaufhörliche Übung auch außer der Ordnung der Zahlreihe eintreten läßt. Das Wirtshaus in Bonnal war geschlossen; der Junker sorgte dafür, daß alle Bürger zu arbeiten hatten. Aber jetzt wurden die reicheren unter ihnen unzufrieden, weil die Armen sich ihnen weniger zu Knechtsdiensten hergaben. Unter den älteren Bürgern waren viele für bessere Ansichten innerlich abgestorben. Glüphi wendet sich daher an die jüngeren, die er abends um sich versammelt, um aus ihnen ein Geschlecht heranzubilden, das dem, von dem sie abstammten, möglichst unähnlich wäre. Die Kinder sucht er möglichst bedächtig, aber offenherzig zu machen. Die Elemente lehrte er ihnen so trefflich, daß sie wißbegierig und zu allem anstellig wurden. Eine Scene der Wohlthätigkeit, die der Pfarrer mit dem Junker ins Werk setzt, schließt diesen Teil.

Mit dem vierten Teile des Buches erweitert Pestalozzi den Plan seiner Volkserziehung noch einmal. Von der Wohnstube war die Besserung der sittlichen Verhältnisse in die Gemeinde getragen worden; jetzt soll die sittliche Hebung des Volkes Landessache werden. Trotzdem die Darstellung Pestalozzis in dem seine Erfahrung weit überschreitenden Gebiet, das er hier für seine Zwecke in Anspruch nimmt, aus diesem Grunde nicht frei ist von Unnatürlichkeiten und Naivetäten, zeigt sich doch auch hier des Verfassers anschauliche Kunst und sein richtiges Gefühl für das, was dem Volke im modernen Europa notthut. Die Erzählung von dem Kloster Himmelauf, das ein Vorfahr Arners dem Erdboden gleicht gemacht hat, weil die Mönche die Rechte der Bauern mit Füßen getreten haben, trifft die Herrschaft der Züricher Patrizier. Einige Gedanken über die natürliche sittliche Entwickelung der Völker, die Pestalozzi in seinen „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechtes“ (1797) weiter verfolgt hat, sind in

Lienhard und Gertrud noch so unreif, daß sie fast lächerlich werden. Wenigstens kann man von der Gemeinde Bonnal, die einen Landvogt und einen Dorfvorsteher, einen Pfarrer und einen Schullehrer über sich hatte, kaum sagen, sie sei wie in der zweiten Entwickelung der Völker aus dem Naturzustande „sich selbst überlassen gewesen". Die Erzählung verläuft in diesem Teile folgendermaßen:

Der Graf Bylifsky teilt Arner mit, daß der Herzog des Landes seinen Veranstaltungen die größte Aufmerksamkeit zuwende. Zu Arner kommt unterdessen Besuch von adeligen Verwandten, die in allen Vorurteilen der Besitzenden aufgewachsen sind. Ihre Grundsätze beruhen auf der Anschauung, daß die Bauern keine Rechte haben und daß die Rechte, die man ihnen etwa zugesteht, nur Gnadensache seien. Glüphi wird von diesen Leuten verfolgt, die auch noch anderes Unheil anrichten. Arner, der schon vorher an seiner Gesundheit Schaden genommen, wird infolge der Aufregung, die auf diese Weise in sein Haus gekommen ist, ernstlich krank. Man hält ihn im Dorfe für verloren, und nun regt sich die böse Absicht der Unredlichen wieder. Eine glückliche Folge dieser Umstände ist nur, daß die Meyerin nun den Hübelrudi heiratet: man kann jetzt nicht mehr sagen, daß sie es nur thue, weil es dem Junker so recht sei. Bylifsky sieht nach Arner und ist in der Kirche zu Bonnal Zeuge davon, wie der Junker von den Kindern verehrt wird. Er findet Glüphis Einrichtungen der menschlichen Natur angemessen und dem Staatswohle förderlich, weil sie die Kinder zur „Dienstfähigkeit" erziehen. Er verspricht ihm alle Unterstützung. Glüphi setzt nun dem endlich wieder genesenden Arner seine Ansichten über die Ausartung des natürlichen Zustandes der Menschheit und die Notwendigkeit auseinander, daß durch die Gesetzgebung für die Hebung derselben zu höherer Sittlichkeit gesorgt werde. Die vernünftigen Bauern sind ganz der Ansicht des Lieutenants, daß alle Laster durch das Fehlen der richtigen Volkserziehung unter die Menschen kommen. Den Vogt Meyer, der nur gut, aber nicht wachsam war, muß der Junker entfernen; er setzt an seine Stelle den Baumwollenmeyer. An Arners Genesungsfest wird auch die Hochzeit des Hübelrudi gefeiert. Der alte Vogt Hummel stirbt gebessert, aber tief niedergedrückt; der Hübelrudi, den er einst ins Unglück gestürzt, tröstet ihn am Sterbebette.

Arner hat nun eine neue Gesetzgebung ausgearbeitet, deren Ziele durch die folgenden Forderungen gekennzeichnet sind. Es wird ein Grundbuch angelegt, dessen den Anbau betreffende Einträge jedes Jahr geprüft werden; daneben findet eine geordnete geschäftliche und häusliche Buchführung statt. Für alle

Rechtshändel wird eine strenge Ordnung eingeführt und Vorsorge getroffen, daß sie möglichst vermieden werden; auch das bürgerliche Leben wird in strengere Ordnung gefügt, so daß auch die sittlichen Verhältnisse gereinigt und ein höherer Begriff von bürgerlicher und öffentlicher Ehre zu stande gebracht wird. Alle Freuden und Genüsse werden an die Bedingung vernünftiger und naturgemäßer Ordnung geknüpft. Die Religion muß dieser Erneuerung der Lebensordnung auch ihrerseits dienen: sie „lehre die Menschheit immer mehr, Zeit und Ewigkeit in eins verbinden und Gott und dem Staate auf gleichen Altären dienen". So, ganz besonders durch die Befolgung des Grundsatzes, daß „die gute Bildung des Volkes zur Industrie die einzige mögliche Bahn zu allen diesen Endzwecken sei", wird das Gemeindeleben in Bonnal nach und nach gebessert. Bestimmt geordnete Feste dienen dazu, das Volk an seine Pflichten und an die Bedingungen eines gedeihlichen Zusammenlebens zu erinnern. Der neue Vogt belehrt die Bürger, wie sie die Steuern auf vernünftige Art aufbringen und mit der Zeit renten- und steuerfrei werden können. Statt des Galgens richtet Arner ein Spital ein: wer bei guter Ordnung der Gemeinde noch ein Verbrecher werde, gehöre dorthin. Allmählich werden die Dinge in Bonnal so geordnet, daß Bylisky mit dem Herzog davon reden kann, der nun eine genaue Prüfung derselben vornimmt. Bei Gelegenheit derselben äußert der Lieutenant, nicht dadurch, daß man alles selbst in die Hand nehme und den Bauern Theorien vortrage, bessere man ihre Verhältnisse, sondern dadurch, daß man sie ans Denken gewöhne, und man befreie sie nur von ihren Vorurteilen, indem man ihren Wahrheitssinn bilde „mit einer Kraft, die diesen Vorurteilen angemessen sei". — Arner, der Pfarrer und der Lieutenant zeigen, was in größeren Verhältnissen sonst noch geschehen müßte, und der Herzog weiß nun, daß, was Arner in Bonnal angefangen habe, seiner Regierungsthätigkeit im ganzen Lande die Richtung geben müsse.

Man hat Lienhard und Gertrud, als der erste Band vorlag, für eine Art von Roman gehalten, und man war nicht überrascht dadurch, daß, nachdem die Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts da, wo man sonst von Königen gesprochen, die Bürger auftreten ließ, nun ein Schriftsteller aus einem republikanischen Lande kam, der das Interesse der Gebildeten für die Bauern einer verwahrlosten Gemeinde in Anspruch nahm. Das war aber Pestalozzis Absicht gar nicht gewesen, als er nach dem Zusammenbruch seiner landwirtschaftlichen Unternehmungen ein Schriftsteller wurde. Ihn bewegte allein der Gedanke, das Volk und seine Verhältnisse durch Erziehung zu bessern. Das sollte

in umfassender Weise durch gleichzeitige Bethätigung aller menschlichen Kräfte geschehen; nicht in ein den wirklichen Verhältnissen fremdes Traumleben sollten die Kinder geführt werden, sondern in den Formen und Bedingungen der thatsächlichen Verhältnisse ihre Kraft allseitig erproben, aus dem Zwang der Dinge, in dem sie geboren waren, das Vermögen schöpfen, ihrer Herr zu werden und die menschliche Bestimmung rein und voll zu erreichen. Ein so erzogenes Geschlecht würde zufrieden, frei und glücklich in der Erfüllung des Berufes und der menschlichen Pflichten sein: Pestalozzi wollte durch das Leben für das Leben bilden. Diesen Grundgedanken, den er in Lienhard und Gertrud auf breitester Grundlage durchführt, nehmen alle seine späteren erzieherischen Arbeiten und Schriften wieder auf; aber die Leser seiner Dorfgeschichte hatten keine Lust, sich in denselben zu vertiefen. Er entschloß sich daher, diejenigen, für welche sein Buch zunächst geschrieben war, die Angehörigen des niederen Volkes, dringlicher auf dasselbe hinzuweisen. So entstand Pestalozzis „zweites Volksbuch": Christoph und Else (1782). In der Vorrede von 1824 in der Gesamtausgabe seiner Werke sagt er: „Dieses Buch ist dem Volke gar nicht in die Hände gekommen. Es ist in meinem Vaterlande, selbst im Kanton meiner Vaterstadt und sogar im Dorfe, in welchem ich wohnte, so fremd und unbekannt geblieben, als wenn es nicht in der Welt gewesen wäre." Tendenz und Form des ganzen Werkes zeigt die nach dem Vorwort stehende zweite Überschrift: Christoph und Else lesen in den Abendstunden das Buch Lienhard und Gertrud. In dieser Art werden die ersten 25 Kapitel der Dorfgeschichte in 30 Kapiteln oder Abenden behandelt.

Waren also Pestalozzis Bemühungen zunächst für diejenigen verloren, für die sie allein bestimmt waren, so fehlte es an Anerkennungen und wirklichem Verständnis für die Bedeutung von Lienhard und Gertrud bei denen nicht, denen die Erziehung des Volkes ein wirkliches Anliegen war. J. P. Richter schrieb in der Levana (Anm. zu § 133): „Über Pestalozzi hab ich nichts gelesen als ihn selber . . .; doch kündigte schon sein Lienhard und Gertrud den Gegengift-Mischer seines Zeitalters an — und der bleib' er lange und finde Gefallen genug, dieser Meister!" Uns klingt es heute lächerlich, wenn Iselin nach der schriftstellerischen Probe, die Pestalozzi in Lienhard und Gertrud gegeben hat, in ihm die Befähigung zum dramatischen Dichter zu finden glaubt und wenn Pestalozzi den aufopferungsbereiten Gönner gleich beim Worte nimmt mit dem Verlangen, er möge ihn mit passenden Stoffen bekannt machen. Indessen ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser des schweizerischen Volksbuches

eine große Begabung für lebenswahre Charakteristik zeigte, womit allerdings das Talent zu dramatischer Arbeit noch nicht nachgewiesen war. Pestalozzi war es auch gewöhnt, während er mit Iselin in Verbindung stand, von ihm mit Büchern versehen zu werden. Der Wunsch, Litteratur für dramatische Arbeit von ihm zu erhalten, der in der Bücherwelt gerade so bewandert war, wie Pestalozzi außer aller Berührung mit ihr stand, erscheint danach weniger auffallend. Doch muß auf die Thatsache dieses litterarischen Verkehrs zwischen Pestalozzi und Iselin hier hingewiesen werden, damit des ersteren wiederholte Versicherung, daß er keine Bücher lese oder gelesen habe, auf das thatsächlich richtige Maß zurückgeführt werde. Der Buchhändler Decker war außer sich, als er hörte, daß Pestalozzi für einen Schweizer Verleger schreibe; er glaubte, es handle sich um die Fortsetzung von Lienhard und Gertrud. Die Verhandlungen, die jener angeknüpft hatte, bezogen sich aber auf Christoph und Else. Dieses Buch kam „in Kommission bei Joh. Caspar Füeßly" in Zürich und Dessau heraus. Der Verfasser mußte in der Lage, in der er sich damals befand, aus seinen Schriften ein höheres Erträgnis erzielen, als er von Decker erwarten konnte. Er würde jetzt selbst gerne für das Theater geschrieben haben, wenn ihm daraus irgend ein nennenswerter Gewinn erwachsen wäre.

Wie weit Iselins Arbeit bei der endgültigen Feststellung des Textes von Lienhard und Gertrud ging, läßt sich nicht mehr ermitteln. Der Grundton des Buches, der eben Iselin so sehr zusagte, ist von ihm gewiß nicht angetastet worden, und er zeigt sich in der nämlichen Ursprünglichkeit in denjenigen Teilen des Werkes, die der 1782 gestorbene Iselin nicht mehr gesehen hat. Schon die Sprache zeigt viele bemerkenswerte Eigenheiten. Sie ist nicht bloß das aus der Züricher Mundart bereicherte Hochdeutsch. Es kommen in dem Buche überdies viele Wendungen der Bibel und andere altertümliche Spracherscheinungen vor. Manchmal tritt auch wieder das volle Ungeschick der für die Buchsprache nicht geeigneten Mundart zu Tage, z. B. (I, 79): „Arner verbot ihm, noch niemand kein Wort von der Sache zu erzählen." Über die Personen, welche Pestalozzi in Lienhard und Gertrud auftreten läßt, muß noch einiges beigefügt werden. Er selbst hat zwar versichert, daß er bei seiner Darstellung keine bestimmten Personen vor Augen gehabt habe. Doch hätten seine Zeit- und Landesgenossen auf die Originalien mit den Fingern weisen können. Arner kann nur der menschenfreundliche Landvogt von Schenkenberg, Niklaus Emanuel von Tscharner, sein. Zwar war er Pestalozzi nicht sehr günstig gesinnt, als er sein Buch schrieb; er sah die wirtschaftlichen Fehler, die dieser damals

beging, zu deutlich. Aber noch 1804/1805 giebt Peſtalozzi als ſeine Gönner an: Pfeffel (in Colmar), Saraſin (in Baſel), Landvogt Tſcharner, Sekelmeiſter Hirzel von Baden, Iſelin. Der Landvogt freilich, der in Chriſtoph und Elſe „acht Stunden von uns eine kleine Herrſchaft an einem kleinen See" hat, iſt nicht Tſcharner, ſondern Landolt, der 1781 Landvogt in Greifenſee geworden war. Gertrud iſt die Haushälterin Liſabeth vom Neuhof; Pfarrer Ernſt iſt der Pfarrer Fröhlich von Birr. Der Vogt Hummel mag der Agent Merki ſein, der Peſtalozzi die „Humbeläcker" abgekauft und ihn dabei übervorteilt hat. Allerdings iſt dieſe ſehr anrüchige Perſon auch durch den „krummen Humbel" im dritten Teil gekennzeichnet; dieſer iſt ein armer Menſch, der aber einmal die Äußerung thut, er würde einem Bauer, „wenn er ein Hagelwetter hat oder ſonſt Geld braucht, ſeine beſte Matte für bar Geld abkaufen". Der Baumwollen-Meyer im dritten Teil kann Joh. Rud. Meyer aus Aarau ſein, der aus den dürftigſten Verhältniſſen ſich zu großem Reichtum emporgearbeitet hat und ein großer Wohlthäter ſeines Landes geworden iſt. Er betrieb, nachdem er lange in einer Baumwollen- und Seidenfabrik thätig geweſen war, in Aarau ein Tuchgeſchäft und war mit Peſtalozzi befreundet. Vielleicht iſt es jedoch Heinrich Meyer, der zwei Stunden von Birr entfernt, in Rüfenach, eine Baumwollenfabrik beſaß. Die Margreth, die in Glüphis Schule die Spinnarbeit leitet, trägt wie Gertrud die Züge der Eliſabeth Näf. Man möchte wohl auch für den thatkräftigen Lieutenant Glüphi, der in den letzten Teilen der Erzählung eine ſo wichtige Rolle ſpielt, ein Original finden. Ein ſolches wird ſich kaum erraten laſſen: Glüphi iſt ganz eine Schöpfung Peſtalozzis, der auf ihn in richtiger Selbſterkenntnis diejenigen Züge übertragen hat, die ihm ſelbſt in all ſeinen Unternehmungen zu dieſer und ſeinem eigenen Schaden gefehlt haben. Dagegen ließen ſich Bylifsky und der Herzog leicht unterbringen; ihre Charakteriſtik iſt aber Peſtalozzis eigene Erfindung.

Auf Iſelins Veranlaſſung beteiligte ſich Peſtalozzi 1780 an einer Preisbewerbung mit ſeiner Schrift über Geſetzgebung und Kindermord, die er 1783 drucken ließ. Mit wohlthuender Toleranz ſpricht er hier von ſittlichen Verirrungen, für die man damals nur die rückſichtsloſe Strenge des formalen Rechtes anzurufen pflegte. Peſtalozzi ſchildert einen Geſetzgeber, wie er ihm in der Abendſtunde eines Einſiedlers und in Lienhard und Gertrud vor Augen ſchwebte; ein ſolcher, hoffte der Verfaſſer, würde nicht bloß menſchlicher urteilen, ſondern auch natürlicher vorbeugen.

Wir erwähnen hier noch die erst 1797 erschienenen Figuren zu meinem ABC-Buch oder zu den Anfangsgründen meines Denkens. Die Schrift ist schon vor 1790 im Anschlusse an Lienhard und Gertrud ausgearbeitet worden. Dieses letztere Buch sollte ein „ABC-Buch der Menschheit" sein; dazu zeichnet Pestalozzi nun die Figuren in der Form sinniger Fabeln. In der zweiten Auflage von 1804 gab Pestalozzi der Schrift den Titel „Fabeln"; in der Gesamtausgabe seiner Werke ist er zum früheren Titel zurückgekehrt. In der That sind diese Figuren manchmal beißende Satiren, wie die des Schöppen Plumb, der berauscht aus der Kneipe kommt und den Schneider Klein in ebensolchem Zustande heimgehen sieht; er läßt nun durch seinen Büttel den Schneider ins Gefängnis führen „nach den Rechten der Stadt pag. 71 in den Satzungen", während er selbst durch den nämlichen Büttel sich zu seiner Frau nach Hause führen läßt „nach den Freiheiten der nämlichen Stadt". Damit war das doppelte Maß der Züricher Aristokraten gegeißelt, mit dem sie sich alle Freiheiten zuteilten, während den Landbewohnern nicht einmal erlaubt sein sollte, ihre natürlichen Menschenrechte zu gebrauchen. S. Michaelis, später Lehrer der französischen Sprache und Litteratur zu Heidelberg, der mehrfach Übersetzungen aus dem Deutschen in der Décade philosophique et littéraire von 1802 und 1803 veröffentlicht hat, versichert in einer Schrift über Geist und Charakter der französischen Sprache und Litteratur (Mannheim und Heidelberg, 1808), Pestalozzis Fabeln hätten in Paris solchen Beifall gefunden, daß „sie fast von allen Journalisten aus der Décade in ihre Blätter übertragen wurden", während man sie in Deutschland kaum beachtet habe. Das letztere ist nicht ganz richtig, wie die baldige Veranstaltung einer zweiten Auflage beweist.

Im Jahre 1792 besuchte Pestalozzi seine in Leipzig verheiratete Schwester. Daß er auf dieser Reise Klopstock, Wieland, Herder, Goethe kennen gelernt habe, ist eine schlecht begründete Vermutung.

5. Der Umsturz.

Ich habe mein Leben im Wirbel der niederen Stände verloren. (Pestalozzi bei Zehnder I S. 814.)

Pestalozzi hatte erklärt, daß dem Volke geholfen werden könne: aber man wolle ihm nicht helfen. Nun war er selbst wie einer der elendesten im Volke, und seine Unternehmungen waren am Ende gescheitert, weil die Regierenden kein Herz und kein Verständnis für sie hatten. In den 1822 zum erstenmal ge-

druckten „Ansichten über Industrie, Erziehung und Politik mit Rücksicht auf unsern diesfälligen Zustand vor und nach der Revolution“ sagt Pestalozzi: „Wir gehen höchstwahrscheinlich einem Zeitpunkt entgegen, in dem wir das nicht einmal notdürftig werden unterhalten können, was unsere Väter mit aller Leichtigkeit und selber mit verschwenderischem Aufwand erbaut und zum Teil nicht bloß in einem soliden, sondern selbst in einem für unsere Verhältnisse glänzenden Zustand hinterlassen haben. Es ist an den durch die Umstände am meisten gefährdeten Orten des Vaterlandes nicht bloß ein zeitlicher Abtrag unserer Besitzungen, den wir jetzt zu verlieren gefahren; es sind unsere Besitzungen selber, die an diesen Orten wie Goldau vor unseren Augen zu versinken drohen.“ In Zürich war, wie Pestalozzi an einer andern Stelle ausführt, der Zunftgeist zur Regierung gekommen. Wenige Stadtbürger hatten Reichtümer aufgehäuft und hüteten sie und ihren Einfluß dadurch, daß sie dem in der Bildung fortgeschrittenen und daher einer liberaleren Behandlung durch die Staatsgewalt würdig gewordenen Landbewohner die staatlichen Rechte und selbst die Möglichkeit, seine geistige und gewerbliche Kraft auszubilden, eifersüchtig vorenthielten. Die Abhängigkeit des auf Industrie angewiesenen Landvolkes von den städtischen Großindustriellen war auf den Punkt gesteigert worden, daß es die Rohstoffe nur von diesen beziehen und das Verarbeitete nur an sie abliefern durfte, selbst wenn diese einmal gar nicht kaufen konnten. Nun regte sich im benachbarten Frankreich ein mächtiger Freiheitstrieb; die Stunde der Erlösung konnte auch für das Schweizer Landvolk nicht mehr fern sein. Im Züricher Gebiet verlangten zunächst die Bewohner von Stäfa 1794 Gleichberechtigung mit den Bürgern der Kantonsstadt. Führer der Unzufriedenen war dort Bodmer, der auch die Vornamen Johann Jakob führte, wie der bekannte Züricher Dichter Bodmer. Zürich zog mit Militärgewalt gegen Stäfa. Bodmer wurde mit anderen zu schwerer Strafe verurteilt: über seinem Haupte wurde das Schwert geschwungen und er für Lebenszeit ins Gefängnis geworfen. Die 1798 erfolgte Staatsumwälzung gab ihm aber die Freiheit wieder, und er nahm sogar als Senator an den Aarauer Verhandlungen teil, welche der Schweiz eine neue Verfassung gaben.

Pestalozzi konnte nicht zu Hause bleiben, als die ersten Zeichen des Sturmes sich zeigten. So gerechtfertigt ihm das Verlangen der Landbevölkerung schien, glaubte er doch zu Besonnenheit und Mäßigung raten zu müssen. Aber die Wogen gingen bald höher, als daß seine Stimme noch hätte gehört werden können. Das Volk glaubte an ein altes eidgenössisches

Recht. Pestalozzi lehrte, daß ein solches nicht vorhanden sei; aber er war mit dem Versuche, dem Landvolk mehr politische Rechte und ein gerechteres Handelsgesetz zu verschaffen, durchaus einverstanden: denn er glaubte an die Möglichkeit, wenigstens den alten Geist der bürgerlichen Rechtschaffenheit und Sitteneinfalt dem Lande wiedergeben zu können.

Als nun die Händel von Stäfa so ungünstig endeten, entschloß sich Pestalozzi, der während derselben sogar sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, eine lange und mühsam geführte Untersuchung über die natürlichen Schritte der menschlichen Kultur zum Abschluß zu bringen. Er veröffentlichte 1797 das Ergebnis seiner Studien unter dem Titel: Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts. Die Schrift ist voll von Rousseauschen Gedanken; aber es fehlt ihr der Pessimismus des Bürgers von Genf. Pestalozzi will die Gesellschaft erneuern durch einen freien sittlichen Entschluß des Einzelnen. Hier liegt aber freilich die Schwäche der ganzen Schrift. Wenn die Sittlichkeit, wie Pestalozzi meint, „nicht unter zweien besteht", sondern ganz aus der Individualität des Menschen hervorgehen muß, so wird weder das Zurückgehen auf den Naturzustand noch die Reinigung desselben durch den Willen der zur Kultur fortgeschrittenen Menschheit sie zu stande bringen können. Wir heben aus der sich vielfach wiederholenden und überaus schwerfällig abgefaßten Schrift die leitenden Gedanken heraus.

Der Mensch kommt durch die Unbehülflichkeit seines tierischen Zustandes zu Einsichten. Seine Einsichten führen ihn zum Erwerb, der Erwerb zum Besitzstand, der Besitz zur Gesellschaft, die Gesellschaft zu Macht und Ehre. Ehre und Macht bringen Unterwerfung und Herrschaft mit sich; aus diesen erwächst der Adel und der Dienststand und schließlich „die Krone". Alle diese Verhältnisse begründen einen gesetzlichen Rechtszustand, der die bürgerliche Freiheit hervorruft. Der Mangel dieses Rechtszustandes führt zur Tyrannei und Sklaverei, d. i. zu einem Zustande, in welchem die Menschen ohne bindende Gesetze dennoch gesellschaftlich vereinigt leben. Auf all diesen Stufen der gesellschaftlichen Entwickelung zeigt sich infolge der leidenschaftlichen Begehrlichkeit der menschlichen Natur bald der Mißbrauch und die Ausartung. Es giebt zwar keinen Vertrag, wodurch der Staat zu stande gekommen wäre; aber man hält an den gewordenen Verhältnissen fest, als beruhten sie auf solcher Vereinbarung. An die Macht hat überhaupt kein einzelner Mensch einen Anspruch. Erhebt ein Mensch einen solchen, so greift das Volk „nach seinen Erdäpfeln oder nach seiner Keule"

d. h. es läßt die Dinge geſchehen und ſorgt nur für die Erhaltung ſeines perſönlichen Daſeins oder es ſetzt Gewalt gegen Gewalt. Es iſt aber eine zweckmäßige Lüge der Gewalthaber, daß ſie den Staat eine ſittliche Einrichtung nennen. Sittlich wäre die Macht nur, wenn ſie nicht als Macht, ſondern als Dienerin des allgemeinen Wohles handelte. Die Menſchen unterwerfen ſich der Macht aus Klugheit, um ihrer Naturrechte nicht verluſtig zu gehen. Die Grundſätze der wahren geſellſchaftlichen Ordnung „hat der alternde Weltteil nie aus dem Gedächtnis verloren". Den angemaßten Rechten gegenüber zeigt das Volk nur „Ruchloſigkeit oder Erſchlaffung". Iſt die erſtere gefährlich, ſo liegt in der letzteren „gänzlicher Mangel des Glaubens an bürgerliche Tugend". Die Kunſt der Regierenden ſoll die Bürger, indem ſie dieſelben in behagliche Zuſtände verſetzt, in ihren Kreiſen feſthalten. In dieſem Zuſtand entwickelt ſich auch ein gewiſſes Wohlwollen, aber dieſes iſt nur ſinnliche Schwäche. „Daß das Lächeln des Schwächlings dir den Mord der Unſchuld und den Hohn des Elends weniger vergütet und die Tauſende, die deinen Namen kennen, dir nicht mehr wert ſind, um ihretwillen mit dir ſelbſt im Streit und ein Schurke zu ſein vor deinem eigenen inneren Richter ... das thut die Liebe." Denn der Menſch iſt von Natur göttlichen Weſens, und darum ſetzt er die Kraft ſeines Willens der Macht der Natur entgegen; um ſeinen Tierſinn zu überwinden, wendet er ſeine Gedanken zu einem höheren Weſen, zu Gott. Andererſeits zwingt ſich aber der Menſch ſelbſt dazu, auf den einzelnen Standpunkten ſeiner Entwickelung zu verharren, weil er daraus für ſein tieriſches Gefühl und Verhältnis Nutzen zieht.

Es zeigen ſich auf dieſe Weiſe drei verſchiedenartige Vorſtellungen von Wahrheit und Recht: die erſte hält den Menſchen feſt in dem tieriſchen Zuſtand, wodurch er zur Selbſtſucht kommt; die zweite führt ihn ins geſellſchaftliche Verhältnis, wo er den Gedanken der vertragsmäßigen Rechte ausbildet; die dritte bringt ihn zum ſittlichen Standpunkt, auf dem ſein eigener Wille ſeine Natur veredelt. Dieſen verſchiedenen Arten der Vorſtellung entſpricht auch ein verſchiedenes Recht. Im Naturzuſtand iſt der Menſch ſinnlich bequem und ſelbſtſüchtig roh. Er verläßt dieſen an ſich untadeligen Zuſtand in dem Augenblick, wo „der Ochs am Pfluge geht und der Menſch um des Zinſes willen, den er von der Erde, die er baut, zahlen muß, vor der Sonne aufſteht". So tritt er in den geſellſchaftlichen Zuſtand über, der, indem er die tieriſchen Inſtinkte einſchränkt, eine Lücke im Leben des Menſchen ſchafft, die der Ausfüllung bedarf. Dieſe aber iſt nur zu finden im ſittlichen Zuſtand:

„Die höchste Zierde meines tierischen Daseins, die Reinheit meines Instinkts und das auf demselben ruhende tierische Wohlwollen, muß dahingehen, um der höchsten Würde meiner Natur, dem freien menschlichen Willen und der auf demselben ruhenden sittlichen Kraft meiner Natur Platz zu machen.“ Diese Kraft treibt mich, das, was ich soll, zum Gesetz dessen zu machen, was ich will. Aber die drei Zustände entwickeln sich so auch im einzelnen Menschen, der sie nacheinander im Kindes-, im Jünglings- und im Mannesalter durchläuft, während doch in meiner Natur die dreierlei Kräfte, die in diesen Zuständen zur Wirksamkeit gelangen, ungetrennt, ja aufs innigste mit einander verwoben sind. Daher kann der Mensch bis zu seinem Grabe nicht rein sittlich sein. Aber er sieht, wie die Natur aus dem Sinnlichen zur Sittlichkeit geführt hat; er darf ihr nur folgen: „Die Natur hat ihr Werk ganz gethan, also thue auch du das deine!“ Der Mensch soll sich zu seinem eigenen Werke umgestalten und das Werk seiner Veredelung auf das Bewußtsein von seiner tierischen Natur, aber auch „mit vollem Bewußtsein seiner inneren Kraft, mitten in den Banden des Fleisches göttlich zu leben“, aufbauen. Erziehung und Gesetzgebung müssen das tierische Wohlwollen durch das häusliche Leben zu einem menschlichen, d. i. sittlichen Wohlwollen umwandeln.

Der Versuch, Sinnlichkeit und Sittlichkeit auf der einen Seite als untrennbare Grundkräfte der menschlichen Natur darzustellen, auf der andern Seite aber sie in der Entwickelung des menschlichen Geschlechtes zeitlich aufeinander folgen zu lassen, hat Pestalozzi in ein Gewirr von schwer vereinbaren Standpunkten verwickelt, aus dem seine Dialektik sich nicht mehr recht herauszuarbeiten weiß. Für die pädagogischen Ansichten des Verfassers folgte aus dieser Erörterung, daß auch das Sittliche im Menschen sich nur entwickeln lasse aus der Natürlichkeit seiner sinnlichen Zustände, daß aber die entwickelte Sittlichkeit des Erziehers ihr fortwährend Handreichung zu leisten habe. Daneben taucht ein anderer Gedanke auf, der durch Pestalozzi in die Pädagogik eingeführt worden ist und in seiner weiteren philosophischen Ausgestaltung, die man Pestalozzis Gehülfen Niederer zuschreiben muß, heute noch in ihr fortwirkt: der Gedanke von einer Parallelität zwischen der Gesamtentwickelung des Menschengeschlechtes und der Entwickelung des zu erziehenden einzelnen Menschen.

Eine rührende Ansprache von echt Pestalozzischer Beredsamkeit schließt die Schrift, mit der wir uns zu beschäftigen hatten. Der Verfasser spricht von dem Zusammenbruch seiner Unternehmungen, von der Unmöglichkeit, in der eisernen Welt zu

bestehen mit der vertrauenden Einfalt seines Wesens. „Er ist nicht mehr," sagt er von sich, „du kennst ihn nicht mehr. Was von ihm übrig ist, sind zerrüttete Spuren seines zertretenen Daseins. — Er fiel; so fällt eine Frucht, wenn der Nordwind sie in ihrer Blüte verletzt und nagende Würmer ihre Eingeweide zerfressen, unreif vom Baum."

Ein Anlaß, aus der durch das Unglück seines Lebens ihm aufgedrungenen Unthätigkeit sich loszuringen und für sein Volk zu wirken, bot sich dem Verfasser von Lienhard und Gertrud in derselben Zeit, als seine „Nachforschungen" in die Welt hinausgingen. Der nämliche „schädliche Wind" aus dem Westen, der damals die erzieherischen Pläne des als Hauslehrer im Steigerschen Hause zu Bern weilenden jungen Herbart empfindlich störte, schien dem mehr als fünfzigjährigen Pestalozzi das Anzeichen eines erwünschten Sturms, der die Schwüle der politischen Verhältnisse gewiß vertreiben würde. Seit dem Sommer 1797 versuchte das französische Direktorium unter verschiedenen Vorwänden in der Schweiz Fuß zu fassen. Hier kam ihm mannigfache Unzufriedenheit der ländlichen Bevölkerung und der freier denkenden Stadtbürger entgegen, während seine Anschläge durch die Erfahrung, wie unfähig zu einheitlichem Handeln und zu kräftigerem politischem Denken die nur ganz äußerlich miteinander verbundenen eidgenössischen Staaten seien, wesentlich gefördert wurden. Ein ehrgeiziger, jakobinisch gesinnter Schweizer, César Laharpe von Rolle, den die Berner Regierung verfolgte, gab der französischen Regierung einen bequemen Vorwand an die Hand, in die schweizerischen Angelegenheiten einzugreifen, indem er sie aufforderte, die Bürgschaft, welche Frankreich 1564 für die Aufrechterhaltung der Freiheit des Waadtlandes übernommen, jetzt einzulösen, indem sie dieses Gebiet den verhaßten Bernern entreiße. Da Laharpe bei diesem Unternehmen lediglich von persönlicher Rachsucht geleitet wurde, so haben ihn schon damals viele seiner Landsleute für einen Vaterlandsverräter angesehen. Indessen trafen die Absichten anderer, edlerer Männer der Schweiz mit denen Laharpes schließlich zusammen; dem Basler Peter Ochs wenigstens, der als diplomatischer Vertreter seiner Vaterstadt damals in Paris sich aufhielt und die französische Regierung aufforderte, der Schweiz eine andere Verfassung zu geben, lassen sich selbstsüchtige Beweggründe, wie sie bei Laharpe vorhanden waren, nicht unterschieben. Die einzelnen Staaten der Schweiz sahen ein, daß man der immer unruhiger werdenden unterworfenen Bevölkerung ein Opfer bringen müsse, aber man gab zu wenig oder zu spät. Unterdessen rückten die Franzosen ins Land ein; ein widerliches Ränkespiel ihrer Diplomaten

begann, und ein unglücklicher Zufall gab ihnen schließlich eine Berechtigung, mit den Waffen einzuschreiten. Bern versuchte einen entschlossenen Widerstand, aber seine rasch aufgebotenen Truppen, unter denen Herbarts Zögling, der junge Ludwig Steiger, sich befand, zerstoben am 5. März 1798. Am 12. April wurde der Schweiz die neue Verfassung gegeben. Unterdessen hatte das Volk da und dort schon Freiheitsbäume errichtet, und als die Bürger von Brugg um einen solchen im Jubelgefühl der Befreiung herumtanzten, soll auch Pestalozzi sich eingestellt haben, um ihre Freude zu teilen.

Man wirft es dem unter vielfachem Drucke fast zusammengebrochenen Mann vom Neuhof heute noch vor, daß er damals mit den Feinden des Vaterlandes gemeinsame Sache gemacht habe. Das ist ein Urteil aus den Standpunkten unserer Zeit heraus. Pestalozzi konnte nicht fehlen, als das, was er längst sehnlich erwünscht hatte, endlich wahr werden sollte, die Lösung des Volkes von den Fesseln einer hartherzigen und geistig beschränkten Aristokratie. Er sah aber wie Lavater seine Aufgabe darin, das Volk auf die neuen Verhältnisse vorzubereiten, der endlich in andere Bahnen einlenkenden Regierung die Wege zu ebnen, die Landgemeinden zur Besonnenheit zu mahnen und ihrem „französischen Idealismus", der sie aus der Sicherheit ihrer heimatlichen Verhältnisse herauszutreiben drohte, entgegenzutreten. Lavater sah das Schwierige der Lage; „der eigentliche Streitpunkt," so schrieb er im Januar des denkwürdigen Jahres, „ist mir nicht klar genug; aber klar genug, daß alles gethan werden sollte, den starken Schein einer verräterischen Verbindung mit Frankreich zu vernichten." Pestalozzi faßte seine Anschauung von den Dingen, um die es sich handelte, nach seiner Weise in eine Parabel zusammen: „Ein Waldstrom drohte, eine blühende Ebene zu überschwemmen. Da sprach der Felsen, der in der Mitte des Landes sein graues Haupt emporhub, zur unter ihm liegenden Ebene: Du mußt mir schwören, dich vom Waldstrom nicht naß machen zu lassen. Die Ebene antwortete: Ich kann wohl meine ganze Kraft der Verheerung des Waldstroms entgegensetzen, aber ich kann dir nicht schwören, mich von ihm nicht naß machen zu lassen." In den politischen Streit dieser aufgeregten Zeiten mischten sich auch religiöse Bedenken. Man wünschte wohl Befreiung vom politischen Drucke, den die Kaste der Regierenden auf das Land gelegt hatte; man wollte die Einfachheit der alten Zeiten wiederherstellen, in welchen der Unterschied zwischen einer kleinen Zahl bevorrechteter Bürger und der großen Mehrzahl der Landbewohner, die an freier Bewegung und Entfaltung ihrer geistigen und materiellen Kräfte

gehindert waren, noch nicht bestand: aber dem Freiheitstaumel, der von Frankreich herkam und der alten Sitte und dem alten Glauben Gefahr drohte, wollte man sich nicht in die Hände werfen. Pestalozzi entging schon jetzt dem Vorwurf nicht, daß er auch in religiösen Dingen jeder Fessel sich habe entledigen wollen.

Die neue Regierung benutzte Pestalozzis bewährte Kraft, um die noch Widerstrebenden den neuen Verhältnissen günstiger zu stimmen. Sie ließ durch ihn schon 1798 einen Aufruf in solchem Sinn an die Kantone entwerfen, welche die neue Verfassung nicht annehmen wollten. Im Juni des nämlichen Jahres wurde zu solchen Zwecken das „Helvetische Volksblatt" begründet, das Pestalozzi leitete. Als aber die erste Nummer desselben erschien, wurden die Nidwaldner, welche, vorzüglich aus religiösen Gründen, der Regierung des Freistaates sich nicht fügen wollten, durch französische und schweizerische Truppen mit blutiger Gewalt niedergeworfen: 386 Personen verloren dabei ihr Leben, 340 Wohnhäuser wurden in Asche gelegt, Stans war ein Trümmerhaufen. Pestalozzi war schon vorher dem trefflichen Stapfer nahegetreten, der ihm sein ganzes Leben hindurch ein treuer Förderer blieb. Philipp Albrecht Stapfer war, als die Staatsform der Schweiz geändert wurde, Professor am Politischen Institut in Bern. Die Direktoren der Helvetik ernannten ihn jetzt zum Kultminister. Als solcher hat er mit unermüdlichem Eifer und klarer Einsicht sich bemüht, die geistige Kraft des Landes zu heben und die bedeutenden Männer in den Dienst der neuen politischen Aufgaben des Staates zu ziehen. Es mochte wohl auch ihm bald klar geworden sein, daß man Pestalozzi mißbrauche, wenn man ihn zum politischen Pamphletisten mache, wozu ihm doch manches fehlte, vor allem die Ruhe in der Beurteilung der vorliegenden Verhältnisse, und man wird kaum irren, wenn man annimmt, daß sein Einfluß Pestalozzi auf die Bahn gebracht habe, auf der er der Welt, nicht bloß seiner engen Heimat, nützlicher werden konnte, als durch politische Schriftstellerei. Stapfer gegenüber sprach er das Wort: Ich will Schulmeister werden, und das Unglück von Stans bot dazu, als er noch nach Gelegenheiten suchte, seine pädagogischen Ansichten in einfachen Verhältnissen zu erproben, den günstigsten Anlaß. Pestalozzi hat über die Männer, die ihn damals in den politischen Dienst hereinzogen, an mehreren Stellen seiner Schriften sich in einer Weise geäußert, die Mißverständnisse hervorrufen könnte. Richtig ist ganz gewiß, daß sie ihm „mehr Gutes thaten, als ihm je Menschen Gutes gethan haben", indem sie ihn „sich selbst wiedergaben". Zwischen den

Zeilen mancher seiner Äußerungen aus der damaligen Zeit liest man noch anderes, was uns interessieren könnte, wenn es sich genau feststellen ließe. Unter denen, welche dem neuen Staatswesen ihre geistige Hülfe boten, befand sich auch der kurz vorher in die Schweiz eingewanderte Heinrich Zschokke. Er hatte sich als Leiter einer Bildungsanstalt in Graubünden Verdienste erworben und stellte sich 1798 Stapfer in Luzern zur Verfügung. Für politische Schriftstellerei war er vielleicht tauglicher als Pestalozzi; es beweist aber einen Mangel an Selbstkenntnis, daß er auch auf dess n eigenstem Gebiete, dem der praktischen Erziehung, sein Kritiker sein wollte. Es ist ihm vorzuwerfen, daß er den ersten Versuch des größten Erziehers unserer Zeit, den er fördern konnte, aus Mangel an Einsicht und Wohlwollen erschwert hat.

6. Stans.

Ich will Schulmeister werden.
(Pestalozzi 1798.)

Das Direktorium mußte für die vielen Waisen, welche das Unglück vom 9. September gemacht hatte, Sorge tragen. Am 5. September erhielt Pestalozzi den Auftrag, ein Waisenhaus in Stans einzurichten und zu leiten. Zwei Tage darauf war er schon dort. Er hat über seine Thätigkeit in dieser Stellung bald, nachdem sie ihm wieder entzogen war, berichtet, und wir folgen seinen Ausführungen. Dem Mitglied des Direktoriums, Johann Lucas Legrand, hatte es eingeleuchtet, daß Pestalozzi seine Erziehungspläne auf den Grundsatz aufbaute, daß man den Menschen seiner natürlichen und gesellschaftlichen Stellung nicht entziehen, vielmehr ihn dazu befähigen müsse, in ihr seine Kraft zur besten Entfaltung zu bringen. Dieser Grundsatz schien für die Erziehung der armen Opfer der Staatsumwälzung sich ganz besonders zu empfehlen. So ging Pestalozzi mit großem Vertrauen der neuen Aufgabe entgegen; aber die Seinigen waren der festen Meinung, daß er wieder etwas zu unternehmen sich anschicke, was er nicht durchführen könne, und die Anfänge der Unternehmung waren außerordentlich schwierig.

Man wies ihm die Räume eines Klosters der Ursulinerinnen an; aber als die Kinder, denen hier Obdach und Unterhalt gewährt werden sollten, sich schon einstellten, war noch nichts fertig. Die Kinder selbst waren im höchsten Grade verwahrlost, die aus besseren Familien kommenden verzärtelt und anspruchsvoll, die meisten unreinlich und unter zehn kaum eines, dem nur das ABC geläufig war. Als einzige Hülfe war Pestalozzi eine Haushälterin beigegeben. So waren die Kinder ganz auf

ihn angewiesen; von seiner Vaterliebe und der Richtigkeit seiner erzieherischen Ansichten hing der Erfolg des ganzen Versuchs ab. Im Januar 1799 war die Anstalt eröffnet worden, aber das noch unfertige Haus und die für viele Kinder ungewohnte Nahrung brachten bald Krankheit in dasselbe. Etliche Eltern wollten sich auch nicht überzeugen, daß die Regierung mit der Gründung des Waisenhauses keine anderen als menschenfreundliche Zwecke verfolge, und beredeten die Kinder, das Haus heimlich zu verlassen, nachdem sie ordentlich gekleidet worden waren. Bei anderen aber überwog das Gefühl der Anhänglichkeit an den Mann, der sich ganz für sie aufopferte. So wuchs die Anstalt bis auf achtzig Zöglinge.

Schulerziehung, welche nicht „auf das ganze Leben der häuslichen Verhältnisse gebaut ist", führte nach Pestalozzis Ansicht nur zu „künstlicher Verschrumpfungsmethode unseres Geschlechtes". So mußte aus den so zufällig Zusammengekommenen zunächst eine Familie werden. Pestalozzi suchte das Gefühl der Kinder anzuregen, ihre Teilnahme für Menschliches zu erweitern; zugleich übte er sie, ihrer Empfindungen Herr zu werden. Die Strafen, die er verhängen mußte, erregten, weil sie von Vaterhänden kamen, keinen Starrsinn. Es war ihm klar, daß die sittliche Erziehung auf drei Punkte zu richten sei; auf die Erzielung sittlicher Gemütsstimmung durch reine Gefühle, auf sittliche Übung durch Selbstüberwindung und Anstrengung in dem, was recht und gut ist, und endlich auf Bewirkung einer sittlichen Ansicht durch das Nachdenken und durch das Vergleichen der Rechts- und Sittlichkeitsverhältnisse, in denen das Kind schon durch sein Dasein und seine Umgebung steht. Auch der Unterricht sollte von den Verhältnissen, in denen die Kinder sich befanden, ausgehen und alle Seelenkräfte derselben gleichmäßig entwickeln. Dem entsprechend hätte, wie es in Lienhard und Gertrud geschieht, das Lernen neben der Handarbeit hergehen müssen. Das ließ sich aber in Stans nicht gut einrichten, und Pestalozzi fand jetzt, daß die Methode für beides zunächst gesondert ausgearbeitet werden müsse: das Arbeiten war ihm jetzt Leibesübung, wie das Lernen Geistesübung. Er ließ buchstabieren und syllabieren, bevor er lesen ließ, beides bis zu vollständiger Geläufigkeit. Ebenso verfuhr er mit dem Schreiben. Geographie und Naturgeschichte lehrte er durch Vorsprechen, und da er der einzige Lehrer in seiner Anstalt war, griff er zu dem seither von ihm beibehaltenen Mittel des Chor- und Taktsprechens. Auch ließ er, zunächst durch die Not gezwungen, die Kinder sich gegenseitig unterrichten; aber er erkannte bald den sittlichen Wert dieser Einrichtung. Während des Vor- und

achsprechens ließ er die Kinder zeichnen und schreiben, so daß i diesem Anlaß wenigstens geistige und leibliche Thätigkeit beneinander hergingen. Bei einem Ausfluge, den er mit nen Kindern nach Luzern machte, hatte er die Genugthuung, ahrzunehmen, daß die leitenden Kreise Vertrauen auf ihn gten. Aber der Krieg der Österreicher gegen die Franzosen, er jetzt sich in die Schweiz hereinwälzte, legte der Regierung ie Pflicht auf, für Lazarette zu sorgen, und so wurde am 8. Juni as Waisenhaus in Stans aufgelöst und dessen Räume für ranke Soldaten bestimmt. Pestalozzi wurde mit einer Vergütung von vierhundert Franken abgelohnt; die Kinder schickte man mit einem Geldgeschenk zu Angehörigen. Etwa zwanzig derselben blieben unter der Obhut eines Gemeinderates in Stans zurück. Pestalozzi ließ die noch vorhandenen Vorräte nach Luzern bringen und zog selbst tief verstimmt von dannen. Seine Gesundheit hatte, zumal er sich gewöhnt hatte, sehr lebhaft zu unterrichten und laut zu sprechen, und da die ganze Last der Erziehung auf ihm allein lag, so gelitten, daß er im Bade Gurnigel Erholung suchen mußte.

Pestalozzi hatte sich wohl mit der Hoffnung getragen, wenn der Friede käme, zur alten Wirksamkeit zurückkehren zu können; aber Zschokke, der als Regierungskommissär für das Waisenhaus zu sorgen hatte, scheint von seiner Thätigkeit, der es unbestreitbar an Ordnung fehlte, keine gute Meinung gehabt zu haben, und so blieb die Anstalt aufgelöst. Pestalozzi warf Zschokke später vor, daß er die Räumung des Waisenhauses verfügt habe, ohne vorher nur mit ihm sich zu besprechen. So richtete er, den schon der Gedanke an das Mißtrauen der Seinigen antrieb, sich bald wieder eine Beschäftigung zu suchen, seine Absichten auf ein neues Versuchsgebiet. Stapfer, der das Vertrauen zu Pestalozzi nie verloren hat, berichtete schon im Juli 1799 an das Direktorium, daß der ehemalige Waisenvater von Stans in Burgdorf seine erzieherischen Versuche fortsetzen wolle, und das Direktorium bot dazu sofort seine Hand.

Wir können heute nicht beurteilen, ob es als ein Unglück anzusehen sei, daß die Pestalozzis Grundsätzen der Wohnstubenerziehung ganz entsprechende Thätigkeit in Stans, bevor sie sich voll entwickelt hatte, wieder eingestellt wurde. Jedenfalls ist Stans ein wichtiger Übergang für Pestalozzi geworden von der etwas engen häuslichen Erziehung, deren Ideal Lienhard und Gertrud zeichnet, zur unterrichtlichen Erziehung, der er fortab seinen Eifer und seine Kraft zugewendet hat. In den nächsten Jahren sehen wir Niederer an Pestalozzis Seite treten, einen philosophisch angelegten, zu praktischen Versuchen

in deſſen Sinne wenig geneigten Mann, der aber der Peſtalozziſchen Pädagogik ſpäter diejenige theoretiſche Faſſung gegeben hat, in der ſie zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt auf ſich gezogen hat. Es iſt daher von Wichtigkeit, zu erfahren, wie dieſer Ausdeuter der Peſtalozziſchen Gedanken ſich über Stans ausgeſprochen hat. „Die Pole ſeiner Anſchauungsweiſe und ſeines perſönlichen Verhältniſſes zu den Kindern," ſo äußert er ſich, „hatten ſich umgekehrt. Er ſetzte den Mittelpunkt des Unterrichtes und der Erziehung ſtatt in die Außenwelt und in die Induſtrie nun in die kindliche Natur ſelbſt, in die in den Kindern gegebenen urſprünglichen Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte." Dieſe Wendung und Vertiefung ſei begünſtigt worden durch die Verhältniſſe, die der Erzieher in Stans antraf: er hatte es jetzt mit „Naturkindern ohne die geringſten geſellſchaftlichen, bürgerlichen oder Standesanſprüche" zu thun, alſo mit bloßen Menſchen, die man zu Menſchen heranziehen muß, indem man „jede Kraft durch ihre eigene Thätigkeit" übt. Freilich ſei er damit noch nicht recht durchgedrungen, da es ihm an den notwendigen poſitiven Schulkenntniſſen und Fertigkeiten gefehlt habe, ſodaß man wohl begreifen könne, wie er habe ſagen können: „Ich wußte nicht, was ich that; aber ich wußte, was ich wollte, und dieſes war: Tod oder Durchführung meines Zweckes." Dieſe Darſtellung iſt nicht ganz ſtichhaltig. Peſtalozzi hat, ſeitdem er pädagogiſch dachte, immer an dem Grundſatze feſtgehalten, daß die Erziehung das Kind gerade an dem Punkte, auf den ſeine natürliche Entwickelung es gebracht, ergreifen und von da ab, um das Werk der Natur nicht zu ſtören, auf den nämlichen Wegen, auf denen es ſich bisher entwickelt, durch allſeitige Übung ſeiner Kräfte und lückenloſe Aneignung der ſeiner Entwickelung gemäßen Bildungsſtoffe weiterführen müſſe, weil nur durch dieſe langſame, gründliche und aufmerkſame Behandlung verhütet werden könne, daß das Werk der Natur und die Abſicht des Erziehers, die natürliche Entwickelung des Kindes und die durch die Kultur gebotenen Bildungselemente in der Seele des Kindes in Widerſtreit geraten. Peſtalozzis Pädagogik verſöhnt die Gegenſätze zwiſchen Natur und Kultur, welche Rouſſeaus Erziehung beſtimmen, und dieſe Richtung hat ſie von jeher eingeſchlagen; die Erfahrungen von Stans haben ſie nur befeſtigt. Der Staatsbeamte und Publiziſt, den Niederer weiterhin citiert, hat, wenn ſeine Worte auch zu überſchwenglich ſind, recht, wenn er behauptet, Stans ſei im Jahre 1799 die Wiege der Wiedergeburt des Menſchengeſchlechtes geweſen. Auf dem Neuhof wollte Peſtalozzi arme Schweizerkinder dazu erziehen, daß ſie in ihrem

Stande glücklich werden konnten; in Stans erweiterte er seine Kreise, indem er nach den nämlichen Grundsätzen und mit wesentlich gleichen Mitteln dem Volke und der Menschheit überhaupt zu dienen bestrebt war. Daß er aber jetzt und später noch den ersten Unterricht in die Hände der ersten Erzieher der Kinder, nämlich der Mütter, legen wollte, geht aus dem siebenten Brief von „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" hervor (Absatz 75). Nur haben Niederer und andere Gehülfen Pestalozzis seine Unternehmungen von diesem Grund immer mehr weggezogen. In Stans ist Pestalozzi der erste, große und bedeutsame Schritt seiner Methode gelungen: „Es war eigentlich das Pulsgreifen der Kunst, die ich suchte — ein ungeheurer Griff; ein Sehender hätte ihn gewiß nicht gewagt. Ich war zum Glücke blind; sonst hätte ich ihn auch nicht gewagt." So äußerte er sich über seine Stanser Zeit kurz darauf in dem eben angeführten Buche.

7. Burgdorf und Münchenbuchsee.

Es ist vollbracht! Ich fing mein Werk in Burgdorf an und endete es in Burgdorf. (Pestal. an Fellenberg 1804.)

Um Pestalozzi die Fortsetzung seiner Versuche zu ermöglichen, gab ihm das Direktorium im Juli 1799 die Erlaubnis, am Volksschulunterricht in Burgdorf sich zu beteiligen, setzte ihm eine Besoldung von 640 Franken aus und räumte ihm im Schlosse zu Burgdorf eine Wohnung ein. Er nahm das Anerbieten mit dem Eifer an, den er neuen Unternehmungen erzieherischer Art entgegenzubringen gewohnt war. Später sah er freilich, daß er „den einfachen, liebevollen, seiner Individualität eigenen und ihn gleichsam selig machenden Boden" nicht wiedergefunden habe, den er in Stans verlassen mußte. In der „Hintersassenschule" übernahm er die Hälfte der Schüler des Lehrers Dysli, die bisher nur im Katechismus, im Kirchenlied, im Buchstabier- und im Namenbuch Unterweisung erhalten hatten, wie es in den meisten Landschulen der Schweiz damals geschah. Dem alten Schulmeister gefiel aber vieles an Pestalozzi nicht, vor allem nicht, daß er von der herkömmlichen Unterrichtsart ganz abwich. Er reizte daher die Eltern gegen den Neuerer auf, dessen Gönner es nun bewirkten, daß er an die Buchstabier- und Leseschule der Jungfrau Margaretha Stähli übergehen konnte. Der Unterricht, den er erteilte, war wie in Stans nicht streng geordnet; daß er doch wirksam war, muß man dem unermüdlichen Eifer Pestalozzis zuschreiben. Er ließ buchstabieren und syllabieren, betrieb Anschauungsübungen an einer zerrissenen Tapete und ließ Wörter zergliedern und zusammen-

ſetzen. Die Kinder rechneten auch, indem ſie an Punkten, welche in Vierecke eingezeichnet waren, die erſten Übungen anſtellten. Alles geſchah in der Weiſe, daß Peſtalozzi mit lauter Stimme vorſprach und die Kinder ſeine Worte wiederholten, dabei aber Linien, Winkel, Vierecke und Bogen zeichneten. So berichtet einer ſeiner erſten Schüler, Ramſauer; die Schulkommiſſion war von dieſem Unterricht außerordentlich befriedigt, und man übertrug Peſtalozzi im Mai 1800 eine Lehrſtelle an der zweiten Knabenſchule, an der Rechnen, Schreiben, bibliſche Geſchichte, Schweizergeſchichte, Erdbeſchreibung und die Anfänge der lateiniſchen Sprache gelehrt wurden. Nun dachte er an die Gründung einer eigenen Anſtalt, die er auf den Neuhof verlegen wollte; aber es ſtellten ſich ſeinem Unternehmen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Er blieb in Burgdorf, um hier ſeinem Plane näher zu treten. Am 24. Oktober konnte er ſeine eigene Schule eröffnen. Es war eine Erziehungsanſtalt für Kinder der mittleren Stände, womit ein Seminar für Schullehrer verbunden war. Er hätte gerne auch eine Armenſchule errichtet, aber es fanden ſich dazu keine Mittel, und in den anderen Anſtalten Peſtalozzis wurden Schüler genug aufgenommen, die auch kein Schulgeld bezahlten. Er genoß zwar die Unterſtützung der Regierung; dieſe aber konnte in den ſchwer bedrängten Zeiten auch das nicht recht leiſten, was ſie förmlich verſprochen hatte.

Im Schloß Burgdorf wohnte Peſtalozzi neben Joh. Rudolph Fiſcher, den die Regierung hieher geſchickt hatte, um Lehrerbildungskurſe einzurichten. Fiſcher hatte in Jena ſtudiert und gehörte zu den für freie Wiſſenſchaft und philanthropiſche Beſtrebungen begeiſterten Jünglingen, deren die Schweiz in dieſen Jahren ſo viele zählte. Als er Vikar in Schinznach war, hatte er Peſtalozzi auf dem Neuhof beſucht. Später brauchte ihn Stapfer als Sekretär, und nun traf er mit Peſtalozzi in gleichen Abſichten wieder in Burgdorf zuſammen. Als er von großer Not hörte, welche 1799 die Appenzeller Gegend heimſuchte, überredete er wohlhabendere Bürger von Burgdorf, arme Kinder aus jenen Gegenden bei ſich aufzunehmen. Es wurden ihm neunzehn Knaben und ſieben Mädchen zugeſchickt, darunter auch der oben genannte Johannes Ramſauer, den aber nicht die Not, ſondern der Wandertrieb und der Wiſſenseifer beſtimmte, dem eigentümlichen Zuge ſich anzuſchließen. Der neunjährige Knabe iſt bald ein Lieblingsſchüler Peſtalozzis geworden und hat ſpäter mit großem Erfolge im Geiſte ſeines Lehrers in Stuttgart und Oldenburg gewirkt, wo er 1848 geſtorben iſt. Die Appenzeller Kinder wurden von einem Lehrer

aus Gais im Appenzell geführt, Hermann Krüsi, einem Mann von einfachem, stetigem Gemüt, der die Kinder verstand und an sich zu ziehen wußte. Fischer wollte den Vierundzwanzigjährigen, der nur notdürftig gebildet war, zum Volksschullehrer vollends ausbilden lassen. Vorläufig unterrichtete er die Appenzeller Kinder, die er gebracht hatte. Als aber Fischer mit dem ihm übertragenen Geschäfte keinen rechten Erfolg hatte und in Bern, wohin er zurückgekehrt war, im Mai 1800 starb, schloß sich Krüsi an Pestalozzi an. Durch ihn kam auch Gustav Tobler zu ihm. Er war in Trogen geboren und hatte sich, kaum mit Geldmitteln versehen, nach Basel begeben, um Theologie zu studieren. Der Erfolg des Studiums blieb aber aus, und so wurde er Schullehrer. Als solcher unterrichtete er ebenfalls arme Appenzeller Kinder, die in Basel Aufnahme gefunden hatten. Es war ein talentvoller, unermüdlich fleißiger Mann, in Burgdorf, das er aber auf ein Jahr wieder verließ, in Münchenbuchsee und in Iferten ein treuer Arbeiter der Pestalozzischen Unternehmungen, zum Teil aber auch das Opfer der persönlichen Wirren, die sich in ihnen abspielten. Auch Johann Christoph Buß aus Tübingen, wo er seinem regen Wissensdrange schließlich nicht mehr hatte genügen können, wurde in dieser Zeit Pestalozzis Mitarbeiter. Er war eben als Buchbindergeselle nach Basel gekommen, wo ihn Tobler kennen lernte. Da Pestalozzi einen Lehrer für Zeichnen und Singen suchte, holte Tobler den in diesen Künsten wohl geübten Buchbinder, der nun bis 1805 in der Gemeinschaft blieb. Er ist erst 1855 als hochgeachteter Lehrer der Fächer, für die er bei Pestalozzi verwendet war, in Bern gestorben.

Mit diesen tüchtigen und für die Gedanken und Ziele ihres Meisters begeisterten Mitarbeitern begann dieser sein Werk. Die von Stapfer 1800 gestiftete „Gesellschaft von Freunden des Erziehungswesens“ ging Pestalozzi eifrig zur Hand. So gedieh seine Schule aufs beste. 1803 zählte sie achtzig Knaben in sechs Klassen; bald waren es über hundert. Der Lehrplan umfaßte Mathematik, Zeichnen, französische und deutsche Sprache, Naturgeschichte und Geographie. Turnen und Musik wurden geübt, waren aber dem Organismus der Schule nach nicht eigentlich eingefügt. Wir besitzen aus dem Jahre 1803 mehrere Berichte über die Pestalozzische Anstalt. Aus einem derselben, den A. Soyaux verfaßt, welcher auf einer größeren Reise im August 1802 nach Burgdorf gekommen war, heben wir einige Angaben über den Unterrichtsbetrieb heraus.

Die Zöglinge gehörten meist den mittleren Ständen an und waren 5 bis 13 Jahre alt, der größte Teil derselben 7 bis 9.

Eine Einteilung in Klaſſen war noch nicht getroffen. Man unterrichtete die Kinder in kleinen Gruppen, die für jedes Unterrichtsfach wieder anders zuſammengeſetzt waren. Außer dem ABC-Buch wurden keine Bücher gebraucht, aber viele Tabellen. Während die Kleinſten mit Steinchen, Baumblättern und dergl. zählten und Linien auf der Schiefertafel zogen, zählten andere an einer Tabelle Striche zu und ab. Die Rechenfertigkeit der Schüler, die auch von Beſuchern geſtellte Aufgaben mit großer Gewandtheit löſten, zeigen folgende Beiſpiele, die augenblicklich im Kopfe gerechnet wurden: 7 mal der elfte Teil von $^{11}/_{15}$ — wie viele Fünftel ſind's? $^{2}/_{9}$ von $^{3}/_{8}$ abgezogen — wie viele Viertel bleiben übrig? Von welcher Summe iſt 9 7 mal der achte Teil? Wenn ich von meinem Gelde $^{1}/_{3}$ und $^{1}/_{4}$ ausgebe und 3 Gulden übrig behalte — wieviel habe ich gehabt? In einer andern Stube wurde das ABC der Anſchauung behandelt — die Kinder zeichneten nach den genauen Befehlen des Lehrers, der ihre Zeichnungen dann nachmaß. Sie zeichneten Quadrate, die in verſchiedener Weiſe geteilt wurden. „Sie wiſſen Zirkel zu beſchreiben, die jede Prüfung aushalten." Man ſah ſie aber auch Hände, Augen, Köpfe und dergl. zeichnen. Der Sprachunterricht nahm einen ähnlichen Gang. Man ſetzte Wörter zuſammen und ſyllabierte, wobei der Lehrer laut vorſprach. Im Franzöſiſchen wurden die Körperteile gezeigt und benannt, dann ihre Verrichtungen. Die Kinder ſprachen dabei im Takt. Jede Übung wurde bis zu vollſtändiger Geläufigkeit geübt. Morgens ſechs Uhr begann die Schularbeit. Peſtalozzi eröffnete ſie mit einer Anſprache. Nach dem Unterricht ſpielte man. Baden, Marſchieren und Singen wurden fleißig betrieben, aber die Kinder zeichneten und rechneten auch in den Freiſtunden. Die Zucht war durchaus liberal, nicht auf Äußerliches gerichtet, ſodaß Strafen ſelten notwendig wurden. Im Unterricht herrſchte große Freiheit; die Kinder benahmen ſich auch hier ſo zwanglos, daß die Schulzimmer oft das Bild wirklicher Unordnung darboten.

Bedeutſamer iſt noch, was Herbart aus Burgdorf zu berichten weiß. Er iſt dahin gekommen durch den ihm befreundeten Fiſcher; es war das in der Zeit, wo Peſtalozzi noch keine eigene Anſtalt beſaß: mit Ablauf des Jahres 1799 verließ er die Schweiz. Trotz der in allen Stücken ſo ganz verſchiedenen Art beider Männer und trotz der Unfertigkeit, in welcher damals Peſtalozzis Methode ſich noch befinden mußte, weiß Herbart doch mit treffendſtem Urteil hervorzuheben, was das bleibende Verdienſt der nach und nach ſich ausbildenden Methode werden ſollte. Das Gewirr der Stimmen, die Regelloſigkeit des Unter-

richts befremdete den ordnungsliebenden Erzieher aus dem Steigerschen Hause, aber er fand sich doch angesprochen durch die Deutlichkeit und Lebhaftigkeit, mit der Pestalozzis Schüler sich äußerten. Er wunderte sich über das scheinbar ganz äußerliche Auswendiglernen von Namen und Zahlen, aber er bewunderte die strenge Lückenlosigkeit, welche dieser Unterricht sich zur Pflicht machte. Er konnte sich anfangs nicht erklären, warum Pestalozzi, der Kinderfreund, anstatt in gemütvoller Unterhaltung mit den Kindern sich zu ergehen, sie so vieles lernen ließ ohne ein Wort der Erklärung; aber er sah mit Erstaunen, wie sicher das angeeignet war, was der Unterricht ihnen bot, und er „schalt seine Hand, daß sie nicht so feste, gerade Linien, so richtige Perpendikel, so genau runde Zirkel zeichnen konnte, als jene sechsjährigen Kinder, und noch weit mehr als wegen ihrer erworbenen Fertigkeit schätzte er sie wegen der energischen Stetigkeit des Geistes glücklich, den sie gewinnen, indem sie die Vorstellung der Rundung so lange ohne Wanken festhalten, bis das hingespannte, zielende Auge und die gehorchende Hand ganz langsam, aber sicher in einem fehlerlosen Zuge den Kreis vollendet haben". Den Gebrauch der durchsichtigen Hornblättchen zur Prüfung der Zeichnung entlehnte Herbart dem schweizerischen Pädagogen, mit dem ihn aber auch viele innere Beziehungen viel fester verbinden, als man das heute anerkennen will. Er gestand sich, daß Pestalozzi, der immer das Wohl des Volkes im Auge hatte, dafür als Erzieher die wirksamsten und notwendigsten Mittel gefunden habe. Für das Eigentümliche des Pestalozzischen Anschauungsunterrichts hat aber niemand ein feineres Verständnis gehabt, als Herbart. Nach ihm bestand der wahre Vorzug der Methode, die er zu Burgdorf in Übung sah, „darin, daß sie kühner und eifriger als jede frühere Methode die Pflicht ergriff, den Geist des Kindes zu bauen, eine bestimmte und hell angeschaute Erfahrung darin zu konstruieren — nicht zu thun, als hätte der Knabe schon eine Erfahrung, sondern zu sorgen, daß er eine bekomme, nicht mit ihm zu plaudern, als wäre in ihm wie im Erwachsenen schon ein Bedürfnis der Mitteilung und Verarbeitung des Empfangenen, sondern ihm zu allererst das zu geben, was dann weiterhin verarbeitet und besprochen werden kann und soll.... Sie nimmt sich des frühesten Alters an, das irgend taugt, Unterricht zu empfangen; sie behandelt es mit dem Ernst und der Einfachheit, die dahin gehört, wo man noch die erste Materie, den rohesten Stoff herbeischaffen muß". Dem Pestalozzischen ABC der Anschauung setzte Herbart später ein anderes entgegen, das statt der Quadrate, mathematisch und psychologisch unzweifelhaft

richtiger, das Dreieck einführt, und die Arbeit an dieser Anschauungspädagogik hat Herbart am Ende weit weg von Pestalozzi geführt; aber er hat von ihm sein ganzes Leben hindurch nie anders als mit der größten Verehrung gesprochen und das von uns mitgeteilte Urteil über Pestalozzis Methode nie zurückgenommen. Pestalozzi soll, als er von den Herbartschen Dreiecken hörte, scherzend gesagt haben, das Dreieck sei eben das Viereck der vornehmen Leute. Der Scherz wäre sehr treffend, sodaß das Wort wohl gefallen sein kann.

Nun glaubte sich Pestalozzi verpflichtet, seine Methode der pädagogischen Welt darzulegen. Er that das, indem er sich auf jene erste Veröffentlichung berief, die ihm in der litterarischen Welt einen Namen gemacht: sein Buch war betitelt „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt". Wir werden in einem besonderen Abschnitt auf dieses Kernbuch der Pestalozzischen Pädagogik zurückkommen. Es trafen jetzt auch Besucher aus verschiedenen Ländern ein, um das Wesen der „Methode" in der Nähe kennen zu lernen. Pestalozzi gebraucht das Wort jetzt schon in ausschließlicher Anwendung auf seine Art der Volkserziehung. Wenn er von „der Methode" spricht, ist nichts anderes gemeint, als die Reihe lückenloser Übungen, durch die er von der sinnlichen Anschauung in strenger Stufenfolge zu deutlichen Begriffen führen will. Später hat man das Wort in dieser Anwendung anmaßlich gefunden; es gab ja auch sonst Methoden des Unterrichts, und nicht überall außer Burgdorf wurde blindlings in den Tag hinein unterrichtet, und doch liegt ein Verkennen der eigentlichen Meinung des Pädagogen von Burgdorf in diesem Vorwurf. Pestalozzi hatte sich bemüht, einen Weg zu finden, auf dem man den kindlichen Geist von den ersten Äußerungen seiner sinnlichen Organisation an naturgemäß zu sicheren Kenntnissen und unwandelbaren Grundsätzen führen könnte. Die Regel, wie auf diesem Weg zu gehen sei, war *seine Methode*, und da vor ihm noch niemand, auch Comenius nicht, nach einem solchen Wege gesucht hatte, war er wohl berechtigt, den seinigen als seine ausschließliche Erfindung anzusehen und so von ihm zu sprechen, als wäre überhaupt das Bedürfnis nach einem solchen vor ihm gar nicht empfunden worden. In dieser Weise spricht sich die Lenzburger Rede (1809) aus. Als man aber in der Ferne von der Methode wie von einem geheimnisvollen Dinge sprach, das nur in Burgdorf, nur in der Schweiz zu sehen sei, erwachte die Mißgunst derer, die auf eigene Methoden glaubten pochen zu dürfen. Nach Herbart und Soyaux kam, von dem Prediger *Ewald* in Bremen geschickt, der Lehrer *Blendermann* (1802), der nun Pestalozzis Methode nach

Bremen verpflanzte, wo auch Herbart eifrig für dieselbe gewirkt hat. Ewald ging nachher selbst nach Burgdorf und berichtete in mehreren Schriften über seine Erfahrungen. Zur nämlichen Zeit (1803) erschien J. E. Plamann, der 1805 eine Pestalozzische Erziehungsanstalt in Berlin gründete, die bis 1830 bestanden hat. Auch zwei dänische Lehrer, Ström und Torlitz, stellten sich ein im Auftrag ihrer Regierung. Sie waren begeistert von dem, was sie sahen; aber es scheint, daß sie das Wesen der Lehrart in dem strengen Mechanismus derselben glaubten finden zu müssen: ihre Versuche, in ihrer Heimat in gleicher Weise zu unterrichten, schlugen fehl. Im August 1803 besuchte der Inspektor Jeziorowski im Auftrag des südpreußischen Schuldepartements Burgdorf. Seitdem ist dem Geiste Pestalozzis im preußischen Schulwesen ein immer bedeutenderer Einfluß gewährt worden, besonders nachdem G. H. Ludwig Nicolovius, der schon anfangs der neunziger Jahre mit dem Einsiedler auf dem Neuhof Freundschaft geschlossen hatte, preußischer Konsistorialrat geworden war (1805). Durch seine Vermittelung ist Karl August Zeller, ein württembergischer Theolog, der 1803 nach Burgdorf gewallfahrtet war, als Schulrat nach Königsberg gekommen (1809). 1809 schickte die preußische Regierung die Schulamtskandidaten Henning, Preuß und Kawerau auf drei Jahre zu Pestalozzi, der auf seine Verbindung mit dem preußischen Schulwesen besonders hohen Wert legte. Pestalozzi genoß im Norden überhaupt damals ein solches Ansehen, daß selbst Nicolovius und Süvern, die 1809 Herbart nach Königsberg gerufen hatten, der Meinung waren, er werde dort im Sinne der Pestalozzischen Methode für das preußische Schulwesen wirken, obgleich die 1806 erschienene Allgemeine Pädagogik Herbarts zeigen konnte, daß er Pestalozzis Spuren ganz verlassen hatte. In dem nämlichen Jahre 1803, das so viele Besucher nach Burgdorf brachte, fand sich G. A. Gruner ein. Er war bei Salzmann mit großen Vorurteilen gegen Pestalozzi erfüllt worden, und seine Absicht war, diesen „barbarischen" Unterricht in der Nähe zu sehen, um seine Verkehrtheit zu beweisen. Aber er wurde bald so für Pestalozzi gewonnen, daß er 1804 Briefe aus Burgdorf, die besonders das Edle in Pestalozzis Persönlichkeit hervorhoben, Salzmann selbst widmete (Hamburg bei Perthes). Gerade als Pestalozzi genötigt war, das Schloß Burgdorf zu räumen, langte Wilhelm von Türk an, ein Mann von großer Bildung und lebhaftem Gemüt, der auf glänzende Aussichten, die der Staatsdienst ihm eröffnete, verzichtete, um 1808 mit Weib und Kind und Zöglingen zu Pestalozzi zu gehen. Bei so vieler Anerkennung,

die das Burgdorfische Erziehungswesen fand, ist es von geringem Belang, daß Pfarrer Steinmüller in Gais, der um das schweizerische Schulwesen, besonders die Lehrerbildung, sich unbestreitbare Verdienste erworben hat, seine kritische Stimme gegen Pestalozzi vernehmen ließ. Er ist der erste, der Pestalozzis Anschauungsunterricht mit dem verwechselte, was manche Darsteller der Didaktik des Comenius bei diesem Pädagogen so benennen. Im übrigen wußte er auch manches bei Pestalozzi anzuerkennen. Eine ihm vielleicht selbst unbewußte Eifersucht hatte seine Feder geführt.

Im Anfang des Juli 1803 vereinte sich Johannes Niederer mit der pädagogischen Gesellschaft in Burgdorf. Dieser bedeutende Mann hat fortab zum großen Teile die Schicksale Pestalozzis und die weitere Gestaltung seiner Pädagogik mitbestimmt. 1779 in Appenzell geboren, hatte er, siebzehn Jahre alt, in Basel seine theologischen Studien beendet und wurde vor Vollendung seines zwanzigsten Lebensjahres Pfarrer in seiner Heimat, später zu Sennwald im Rheinthal. Hier machte Tobler ihn auf Pestalozzi aufmerksam, den er bald in Burgdorf besuchte, und dieser Besuch entschied für sein Leben. Es handelte sich für ihn nur noch, von seiner Pfarrei, in der er beliebt war, obwohl seine Neigung zum Berufe sich täglich minderte, mit Ehren loszukommen. Rücksichten auf seine Familie und pekuniäre Schwierigkeiten hielten ihn noch einige Zeit in Sennwald zurück. Endlich nahm er die ihm schon lange angetragene Hülfe Pestalozzis an, und nun gab er sich mit ganzer Seele der Sache hin, für die jener Kraft und Leben, Geld und Gut opferte. Niederer konnte vermöge seiner bedeutenden geistigen Kraft und seiner gründlichen philosophischen Bildung eine glückliche Ergänzung Pestalozzis werden; aber es fehlte ihm doch der Geist der unbedingten persönlichen Ergebenheit, die der Dienst unter einem so eigentümlichen Meister wie Pestalozzi verlangt hätte. Dieser selbst fand in der dialektisch schärferen, philosophischen Darstellung, die Niederer seinen Gedanken gab, bald einen fremden Zug, der seine mit warmem Gefühl hingegossenen Meditationen entstellte. Dabei erschwerte das ausgeprägte Selbstbewußtsein, das jenen schwungvollen Idealisten von Niederers Art eigen zu sein pflegt, allen Ausgleich zwischen den so verschiedenen Naturen beider. Pestalozzi ließ Niederer gewähren, selbst wenn er den praktischen Anforderungen des Dienstes, für den er verpflichtet war, säumig nachkam, und übertrug ihm viele schriftstellerische Arbeit im Dienste seiner Unternehmungen, aber er fühlte sich unbehaglich in der fremden Form, in die Niederer seine Gedanken kleidete. Da in der unglücklichen

Zeit, wo Peſtalozzi ſeine Anſtalt ſchließen mußte, der gekränkte Niederer von ihm mit großer Herzloſigkeit ſprach, iſt man geneigt, ihn für den böſen Geiſt Peſtalozzis zu halten, ihm allen Unfrieden zur Laſt zu legen, unter dem Peſtalozzi zu leiden hatte; damit tritt man ihm entſchieden zu nahe. Es iſt nicht einmal wahr, daß er fremde Gedanken in Peſtalozzis pädagogiſches Syſtem hineingetragen habe; nur erhält durch ihn manches raſch hingeworfene Wort, das die Sache nur von einem beſtimmten Geſichtspunkte aus beleuchten, nicht aber begründen und beſtimmen ſollte, infolge des dialektiſchen Nachdrucks, den Niederer darauf legt, eine Bedeutung, die Peſtalozzi befremden mußte.

Weniger bedeutſam war der Eintritt des 1780 auf Schloß Heidelberg im Thurgau geborenen Johannes von Muralt. Der fein gebildete Theologe, der auf einer Studienreiſe Peſtalozzi in Paris kennen gelernt hatte, ſchlug das Anerbieten, Erzieher im Hauſe der Frau von Staël zu werden, aus, um ſich Peſtalozzi anzuſchließen. Seine ruhige und milde Art, ſein ausgeprägter Sinn für Ordnung in allen Dingen hätten den Peſtalozziſchen Unternehmungen zum Segen gereichen können; aber der Meiſter derſelben liebte ſelbſt die Ordnung nicht, und Muralt wollte ſich nicht aufdrängen, nachdem einige Verſuche ſtrafferer Geſchäftsführung nicht geglückt waren. Er hat die Anſtalt vor ihrem Zuſammenbruch verlaſſen und hat in Petersburg der Peſtalozziſchen Erziehungsart eine fruchtbare Stätte bereitet (1810).

Der Kreis der Lehrer, die der Meiſter von Burgdorf um ſich ſammelte, mehrte ſich noch. Aber ſchon in dieſer Zeit drang Peſtalozzis Geiſt in die nicht deutſch redenden Länder. In Dänemark war, wie wir geſehen haben, der Verſuch, im Sinne Peſtalozzis zu unterrichten, nicht von glücklichem Erfolg begleitet. Dagegen fand Peſtalozzis Methode in Spanien guten Boden. Ein aus der Schweiz gebürtiger Hauptmann in ſpaniſchen Dienſten, Franz Voitel, war als Werbeoffizier in die Schweiz gekommen und beſuchte 1802 Burgdorf. Nach ſeiner Rückkehr gründete er in Tarragona eine Soldatenkinderſchule, in der er als Lehrer des Engliſchen einen Korporal ſeines Regiments verwendete. Dieſer war niemand anders als der ſpäter berühmt gewordene Germaniſt Joſef Andreas Schmeller aus Baiern, der 1804 nach Burgdorf gekommen war, um Lehrer bei Peſtalozzi zu werden, aber, da die Anſtalt damals vor ihrer Verlegung nach Münchenbuchſee ſtand, vorläufig nach Bern ging, wo er ſich für Spanien anwerben ließ. 1806 wurde zu Madrid ein „Königliches Peſtalozziſches Militärinſtitut“

errichtet, das Voitel ebenfalls leitete und an dem auch Schmeller unterrichtete. Obwohl selbst der Infant von Spanien nach der in diesen Anstalten gebrauchten Methode unterrichtet wurde, gelang es doch dem Neid eines Höflings, der sich an Voitels Stelle setzen wollte, der Unternehmung ein Ende zu bereiten (1808). Schmeller begab sich nun nach Iferten.

Während Pestalozzi nach einem Worte von Soyaux das Triebrad seiner Gedanken in beständigem und heftigem Umschwung erhielt, sodaß er mehr in seiner Ideenwelt als in der Wirklichkeit lebte, riefen ihn die Schicksale seines Vaterlandes nach Paris, um als einer der schweizerischen Abgesandten an den Beratungen teilzunehmen, welche der helvetischen Republik eine neue Verfassung geben sollten. Daß er dabei seinen Gedanken über die erzieherischen Pflichten der Regierungen Geltung verschaffen wollte, war selbstverständlich; aber man bemerkte ihm, daß es sich hier nicht um das ABC-Lernen handle. Im Februar 1803 kam er nach dreimonatiger Abwesenheit zurück. Aber die Folgen der Verfassungsänderung sollten ihm selbst bald fühlbar werden. Burgdorf war früher der Sitz eines bernischen Landvogts gewesen. Als nun die Kantonalverfassung eingeführt wurde, wurde dorthin ein Oberamtmann gesetzt. Die Gemeinde hätte Pestalozzi und seine Anstalt gern behalten; aber der neu bestellte Oberamtmann, ein Herr von Stürler, wies nach, daß in Burgdorf geeignete Diensträume für ihn nur im Schlosse zu beschaffen seien. Andererseits ließ sich aber auch für Pestalozzi im Orte keine rechte Unterkunft finden. Die Schwierigkeiten mehrten sich, als die neuen Kantone sich weigerten, in die Verpflichtungen einzutreten, welche der schweizerische Staat dem Leiter jener Anstalten gegenüber übernommen hatte. Im Jahre zuvor hatte die Regierung dieselben durch eine Kommission untersuchen lassen, deren Haupt Dekan Ith war. Der Bericht desselben empfahl die Annahme der Pestalozzischen Methode in allen öffentlichen Lehranstalten und hatte die Folge, daß Schulamtskandidaten zur Ausbildung in der Methode auf drei bis vier Monate nach Burgdorf geschickt wurden. Pestalozzi wies nun darauf hin, daß sein Unternehmen aus dem Entschlusse der Regierung hervorgegangen sei und dieser fortwährend Dienste leiste. Nach langen Verhandlungen kam man endlich auf den Gedanken, ihm das ehemalige Schloß zu Münchenbuchsee anzubieten, aus dem der Kanton eine jährliche Miete von vierhundert Franken zog. Zur Instandsetzung waren nach dem Gutachten des Bauverständigen viertausend Franken nötig; der Kanton warf dreitausend dafür aus. Pestalozzis Bitte, die neuen Räumlichkeiten ihm auf einige Jahre zuzusichern, wurde abgeschlagen.

Nun boten zwar andere Orte ihm eine Unterkunft an, die Gemeinde Yverdon wollte das dem Staate abgekaufte Schloß zur Verfügung stellen; aber die Zeit drängte. Am 1. Juli 1804 mußte Burgdorf geräumt werden. Der Umzug fand in den letzten Junitagen statt. Unterdessen verhandelte Pestalozzi mit Yverdon; er glaubte der Ausbreitung seiner Ideen um so besser dienen zu können, wenn er ihnen auch im französisch redenden Lande, das ihm ohnehin schon viele Zöglinge zugeschickt hatte, eine Stätte bereite. So begab er sich wieder auf die Wanderschaft; Frau Pestalozzi zog sich auf den Neuhof zurück. Schon im August war er in Yverdon. Da das Schloß noch nicht für ihn eingerichtet war, eröffnete er mit den Lehrern Buß und Barraud sein Institut in einem Privathause.

In Münchenbuchsee ergriffen unterdessen Muralt und Tobler den Gedanken, Pestalozzi von der äußeren Verwaltung der Anstalt ganz loszumachen, damit er sich der Ausbildung seiner Methode ungestört hingeben könne, und damit tritt in den Kreis Pestalozzis auch ein anderer Mann ein, der, in seinem Wesen nicht weniger bedeutend als dieser, durch die Berührung mit ihm einen Teil seiner Ehre eingebüßt hat, ohne Pestalozzi, den er verehrte, nennenswerte Hülfe bringen zu können: Philipp Emmanuel von Fellenberg.

Er ist 1771 in Bern geboren und lernte als Knabe schon, als sein Vater Obervogt der Landvogtei Schenkenberg war, der der Neuhof benachbart ist, Pestalozzi kennen und hochachten. Nach einer gründlichen Ausbildung und ernsten juridischen Studien, denen eine Reise nach Paris folgte, kaufte er den in der Nähe von Münchenbuchsee gelegenen Wilhof um den Preis von 225 000 Franken, um auf ihm, den er fortab Hofwyl nannte, jene Reihe von Erziehungsanstalten ins Leben zu rufen, mit denen er wie Pestalozzi die Bildung der Zeit erneuern wollte. Gemeinsam mit diesem ist ihm der Gedanke, daß der Zögling durchaus für seinen Stand und Beruf gebildet werden müsse, und die Pflege landwirtschaftlicher und gewerblicher Thätigkeit, die einen gemeinsamen Grund seiner verschieden gestalteten Erziehungspläne bildet. Jenem ganz unähnlich war er aber durch den Geist, in dem er seine Anstalten leitete. Scharfer Verstand, kühle Berechnung, unbedingte Willensstärke zeichneten ihn aus; Pestalozzis Wesen war ihm gegenüber nur gemütvolle Schwäche. Er sagt von ihm (1817): „Die Größe seiner Regierungskraft stand wie ein mir ganz unbekannter Gott vor meinen Augen.“ Am 27. Juli wurde mit ihm ein Vertrag abgeschlossen, wonach Pestalozzis Anstalt in Münchenbuchsee ein Ganzes mit Hofwyl bilden sollte; Pestalozzi nahm den

Vertrag an, der, wie er sagte, „ohne seine Einwilligung, aber zu seiner tiefsten Kränkung“ geschlossen worden war.

Es scheint, daß Fellenberg die in den Pestalozzischen Anstalten jederzeit vermißte Ordnung und Regelmäßigkeit herzustellen wußte und daß auch die ökonomischen Verhältnisse besser wurden; aber Pestalozzi widerstrebte eben allem geschäftlichen Zwange, und die Lehrer empfanden es bald, daß die heitere Wärme des Pestalozzischen Gemütes aus der Anstalt gewichen sei. Muralt selbst, der die Verbindung mit Hofwyl herbeigeführt hatte, sagt von Fellenberg: „Er ist kein guter Pädagoge, aber ein einsichtsvoller, geübter und ausdauernder Regent. Es ist einem nicht wohl um ihn herum; man fühlt sich beengt und gedrückt. Die Lehrer geben ihm viel zu schaffen; mit den Eltern kommt er oft in scharfe Reibung; die Zöglinge sind gern ferne von ihm.“ Auch Niederer konnte sich mit ihm nicht vertragen, und Fellenberg selbst war mit den Verhältnissen nicht zufrieden und gab seinem Mißmut in ungemessener Weise nach. Er beschuldigte Pestalozzi, der sich lieber in Yverdon aufhielt, daß er der Anstalt in Münchenbuchsee entgegenarbeite, und dachte daran, das Verhältnis zu lösen. Die Dinge wurden täglich schlimmer. Dazu war Frau Pestalozzi in Zürich erkrankt, die treue Elisabeth ebenfalls und die Schwiegertochter, die in Burgdorf eine wertvolle Stütze des Hauses gewesen war, wieder verheiratet und weit weg. Endlich kam es zur geschäftlichen Auseinandersetzung. Die Lehrer kündigten auf den 1. Juli 1805; die Eltern willigten ein, daß ihre Kinder in die Anstalt zu Yverdon überführt würden, und am 6. Juli fuhr Pestalozzi auf dem Neuenburger See mit Lehrern und Zöglingen nach dem neuen Aufenthalt, beladen mit nicht unbedeutenden Verbindlichkeiten aus der letzten Abrechnung mit Fellenberg, der für sein Guthaben einen entsprechenden Teil vom Eigentum seines Geschäftsgenossen als Pfand behielt.

Trotz all dieser Erfahrungen trat Pestalozzi 1817 noch einmal in Unterhandlungen mit Fellenberg ein, der die Unternehmungen jenes und die „künftige Armenschule“ für alle Zeiten sicherstellen wollte. Der vom 17. Weinmonat 1817 datierte Vertrag blieb indessen auf sich beruhen, weil man in Pestalozzis Hause mit dem ganzen Plane nicht einverstanden war.

8. Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.

Das Leben bildet. (Peſtalozzi.)

Der ganze Ertrag der reichen Erfahrungen und der emſigen Studien von Stans und Burgdorf iſt in dem Buche niedergelegt, das Peſtalozzi 1801 veröffentlicht hat unter dem Titel: Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, ein Verſuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder ſelbſt zu unterrichten, in Briefen (Bern und Zürich bei H. Geßner). Der Titel konnte irreführen; die Mütter, für die er das Buch beſtimmt, hätten, wenn ſie Peſtalozzis Rat hätten folgen wollen, in demſelben keinerlei Anweiſung gefunden. Dagegen iſt die Erinnerung an die vortreffliche Frau, die in „Lienhard und Gertrud“, nachdem ſie ihren Mann zu einem geordneten und fleißigen Leben zurückgeführt, die Erzieherin einer ganzen Gemeinde wird, an dieſem Orte durchaus gerechtfertigt. Diejenigen, welche in Peſtalozzis Erzählung die hohe Aufgabe der Volkserziehung anerkannt, hatten ein Recht, nach den Mitteln zu fragen, durch die ſie erfüllt werden könne, und ſie erhalten in unſerem Buche nun auch die umfaſſendſte Antwort. Für den Darſteller der Peſtalozziſchen Pädagogik hat es noch die weitere Bedeutung, daß es die Lehre des Meiſters von Burgdorf ganz rein darſtellt, ohne gelehrte Zuthaten Niederers. Es iſt aber auch ſchon damals, als es erſchien, als ein vollſtändiges Lehrbuch einer neuen Methode angeſehen worden. Die vielen Beſucher, die jetzt zu Peſtalozzi kamen, hatte eben dieſes Werk angelockt. In den „Anſichten und Erfahrungen, die Idee der Elementarbildung betreffend“, die 1805 begonnen ſind, äußert ſich Peſtalozzi darüber ſo: „Der Eindruck, den dieſes Buch allgemein machte, erleichterte meinen Gang. Ein großes gewonnenes Zutrauen ſtärkte meinen Mut und erweiterte den Kreis meiner Thätigkeit. Menſchen aller Art, die für das Erziehungsweſen Intereſſe zeigten, drängten ſich zu mir; Erfahrungen häuften ſich auf Erfahrungen, und was damals nur noch Ahnung war, verwirklichte ſich und reifte zur unwiderſprechlichen Thatſache heran.“ Was in dem Buche noch unklar iſt, hat ſich auch nachher nicht geklärt. Es giebt kein erſchöpfendes Erziehungsſyſtem; zu einem ſolchen iſt die Peſtalozziſche Methode überhaupt nie ausgebildet worden. Aber es iſt das Kernbuch dieſer Lehre und ſtellt alles das, wodurch Peſtalozzi die neue Pädagogik bereichert hat, mit vollſtändiger Deutlichkeit dar.

Die Briefform, die für das Buch gewählt worden iſt, erklärt ſich aus der Gewohnheit und dem Beſtreben des Verfaſſers, über die Entſtehung und Entwickelung ſeiner Anſichten bei jedem

neuen Anlaß öffentliche Rechenschaft abzulegen. Kaum wird ein Schriftsteller sich finden, der so oft als sein eigener Biograph aufgetreten ist, wie Pestalozzi. Er hatte, wie er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe unseres Buches bemerkt, nicht Niederers „der praktischen Ausführung vorgeschrittene und sie weit überflügelnde und hinter sich zurücklassende Deduktionsansicht", sondern ihm schien jedes Korn, das sich am Wege fand, zu einer neuen Aussaat geeignet, und so war seine Arbeit nie fertig; er fing sie mit jeder neuen Schrift immer wieder von vorne an. Die Briefe sind an seinen Freund, den Buchhändler Heinrich Geßner in Zürich, gerichtet, der das Buch verlegt hat. Indem wir uns nun dem Inhalte desselben zuwenden, werden wir die Berichte über die Entwickelung der Methode nur streifen, um den eigentlich pädagogischen Gehalt des Buches deutlich hervortreten zu lassen.

Der erste, vom Neujahrstag 1801 datierte Brief stellt die Entwickelung dar, die Pestalozzis pädagogische Gedanken durchgemacht haben von dem Augenblicke an, wo die Schicksale seiner Heimat und seine eigenen ihm nur noch das Wort gelassen haben: Ich will Schulmeister werden. Für diese Thätigkeit fand der Mann, dessen Lebensschiff so oft gescheitert war, Vertrauen. Seine in Stans gemachten Erfahrungen sagten ihm, daß durch eine psychologisch begründete Methode und Ersetzung des üblichen Wortunterrichts durch sachliche Unterweisung die Volkserziehung gebessert werden könne. Das hätten damals die Einsichtigen verstehen müssen; in Burgdorf mußte es auch der stumpfen Menge klar werden. Aber die Auflösung der Stanser Schule hielt man für einen neuen Beweis von Pestalozzis Unbeständigkeit, und in Burgdorf wollten die Eltern ihre Kinder nicht zu didaktischen Experimenten hergeben. Doch die Not der Verhältnisse trieb ihn nun, um jeden Preis Mittel zur Ausführung und Bewährung der ihm immer klarer werdenden pädagogischen Überzeugungen zu suchen. Als ihm der Vollziehungsrat Glayre, nachdem er ihm seine Methode auseinandergesetzt hatte, bemerkte: Vous voulez mécaniser l'éducation, faßte er, des Französischen noch wenig mächtig, das Wort so auf, als sei damit die strenge psychologische Reihenfolge der methodischen Mittel gemeint, die Pestalozzi anwandte, und so zog er selbst aus dieser mißverstandenen Bemerkung einen nützlichen Fingerzeig für die weitere Ausgestaltung seiner Methode. Er sah ein, daß, da die Natur selbst vom ersten Augenblicke an den Menschen unterrichte, es sich nur darum handeln könne, diesem Streben der Natur nach ihrer eigenen Entwickelung Handbietung zu leisten, indem man die dem Kinde von der Natur

zukommenden Eindrücke ausgleiche mit dem bestimmten Grade seiner entwickelten Kraft. Dies ist der Angelpunkt der ganzen Pestalozzischen Pädagogik. Die auch von Herbart gemachte Erfahrung, wie überraschend groß die Fassungskraft der Kinder sei, wenn ihnen ein ihrem Verhältnis zur Natur entsprechender Unterricht dargeboten wird, bestärkte auch Pestalozzi in seinem Vorgehen. Der Ausgangspunkt einer natürlichen Erziehung war gefunden; sie hatte drei Stufen zu durchlaufen: die Anschauung, die genaue Erfassung der sinnlichen Merkmale, die Benennung. Mit der letzteren meint Pestalozzi hier und später eigentlich die begriffliche Erfassung; daher tritt dann und wann die Definition an Stelle derselben. In der 1809 zu Lenzburg gehaltenen Rede über die Idee der Elementarbildung sagt er dementsprechend: „Die Sprache ist an sich, in der allgemeinsten pädagogischen Bedeutung betrachtet, der Inbegriff des geistigen Bewußtseins des Menschengeschlechts von sich selbst und von der Natur."

Wie im ersten Briefe Fischers Beurteilung der Pestalozzischen Versuche mitgeteilt wird, so berichtet der zweite über den Anteil, den Krüsi an denselben genommen hat. Mit ihm gelangte Pestalozzi zu folgenden Grundsätzen: 1. Gut gereihte Nomenklaturen sind die Grundlagen höherer begrifflicher Erkenntnisse; 2. die Anschauung und die Kunstanlage ist durch das Zeichnen zu pflegen; 3. das Rechnen muß auf sachliche Anschauung gegründet werden; 4. Übungen im Beschreiben dienen als geistige Diätetik; 5. die auf der Anschauung beruhende Erkenntnis festigt gegen den Irrtum und drängt das leere Wortwissen („Maulbrauchen") zurück; 6. die Anschauungskreise müssen durch Gänge in der Natur fortwährend erweitert werden. Das Fortschreiten vom Leichtesten mit vollständiger Durchübung bringt in den Kindern eine ungemeine geistige Kraft hervor. — Nach Krüsi treten Tobler und Buß in Pestalozzis Bericht ein.

Die Lebensschicksale, durch welche ihm diese Mitarbeiter zugeführt wurden, bilden den Inhalt des dritten Briefes. Buß, der anfänglich in Pestalozzis Unterricht nur Unordnung sah, wurde doch durch die Sicherheit, welche derselbe den Kindern gab, in Staunen versetzt. So versuchte er nun selbst, für die Raumlehre die einfachsten Elemente aufzufinden, was ihm nur nach langem Bemühen gelang. Pestalozzi aber wollte bei den Formen nicht stehen bleiben, sondern auch sie „vollständig buchstabieren" d. i. auf das genaueste analysieren und die Elemente, welche diese Analyse herausgestellt, sprachlich darstellen lassen. Dabei fand sich, daß den Kindern diese Beschreibungen fast weniger Mühe machten, als den Lehrern. Die Methode war

nun so weit gefördert, daß es feststand, daß jeder Unterricht durch Zahl, Form und Wort hindurchgehen müsse.

Diese Erfahrungen brachten, wie nun weiter im vierten Briefe dargelegt wird, Pestalozzi einen immer größeren Widerwillen gegen die „isolierte Schulmeisterei" bei. An die Gesellschaft von Freunden des Erziehungswesens hatte er vor kurzer Zeit folgendes geschrieben: Die Maßnahmen der methodischen Erziehung oder, nach Pestalozzis Ausdruck, der Kunst „zur Entwickelung unserer Kräfte beschränken sich wesentlich darauf, daß sie das, was die Natur zerstreut, in großer Entfernung und in verwirrten Verhältnissen uns vorlegt, in einen engeren Kreis und in regelmäßiger Reihenfolge zusammenstellt und unseren fünf Sinnen nach Verhältnissen näher bringt, welche unsere äußere und innere Empfänglichkeit aller Eindrücke erleichtern und stärken und unsere Sinne selbst dahin erheben, uns die Gegenstände der Welt täglich zahlreicher, dauerhafter und richtiger vorzustellen". Es ergiebt sich hieraus für den Unterricht die nähere Weisung, die Anschauungen in der nämlichen Ordnung in den Geist der Zöglinge niederzulegen, die den Gegenständen derselben in der Natur eigen ist, wobei jede Anschauung durch sinnliche Annäherung gestärkt und vertieft werden muß. Dieser Punkt ist wichtiger, als Pestalozzis Darstellung vermuten läßt; denn er wirkt nach zwei Seiten in bestimmender Weise. Einmal muß der Gegenstand der Anschauung aus der die Anschauung verwirrenden Umgebung herausgehoben werden, und dann muß die Zusammenfügung der Anschauungen im Geiste des Zöglings dem organischen Zusammenhang der Dinge entsprechen. Pestalozzi kommt darauf später noch einmal zurück. Es liegt in diesen Auseinandersetzungen auch der Grundsatz der methodischen Konzentration der Lehrfächer.

Es giebt, wie der fünfte Brief ausführt, drei Quellen der Bildung, die Natur, die Wahrheit und Irrtum eingiebt, sodaß man durch vielseitige und vielfache Eindrücke das Wesentliche und allgemein Richtige zu erfassen suchen muß, die Sinnlichkeit, die zum trägen Genießen, aber auch zum regen Erfassen treibt, und die Lebensverhältnisse, die den Menschen zum Maße der Dinge machen. Es handelt sich nun darum, aus dieser dreifachen Quelle heraus einen natürlichen Weg zur Bildung zu finden, und dies wird im sechsten Briefe versucht, der der wichtigste ist. „Die Welt," sagt sich Pestalozzi, „liegt als ein ineinander fließendes Meer verwirrter Anschauungen vor Augen; die Sache des Unterrichts und der Kunst ist es, wenn durch sie unsere an der Hand der bloßen Natur für uns

nicht rasch genug fortrückende Ausbildung wahrhaft und ohne Nachteil für uns vergeschwindert werden soll, daß sie die Verwirrung, die in dieser Anschauung liegt, aufhebe, die Gegenstände unter sich sondere, die ähnlichen und zusammengehörigen in ihrer Vorstellung wieder vereinige, sie alle uns dadurch klar mache und nach vollendeter Klarheit derselben in uns zu deutlichen Begriffen erhebe. Und dieses thut sie, indem sie uns die ineinanderfließenden, verwirrten Anschauungen einzeln vergegenwärtigt, dann uns diese vereinzelten Anschauungen in verschiedenen wandelbaren Zuständen vor Augen stellt und endlich dieselben mit dem ganzen Kreis unseres übrigen Wissens in Verbindung bringt. Also geht unsere Erkenntnis von Verwirrung zur Bestimmtheit, von Bestimmtheit zur Klarheit und von Klarheit zur Deutlichkeit hinüber." Wird eine solche Aufgabe einem denkenden Menschen gestellt, so wird er sein Augenmerk auf drei Dinge richten. Er wird sich Klarheit darüber schaffen: 1. wie viele und wie vielerlei Gegenstände vor seinen Augen schweben; 2. wie sie aussehen, was ihre Form und ihr Umriß sei; 3. wie sie heißen, wie er sich einen jeden durch einen Laut, durch ein Wort vergegenwärtigen könne. So kommt Pestalozzi auf die drei Elementarmittel der Zahl, der Form und der Sprache und stellt dem Unterricht allgemein die Aufgabe: 1. die Kinder zu lehren, jeden Gegenstand, der ihnen zum Bewußtsein gebracht ist, als Einheit d. i. von denen gesondert, mit denen er verbunden scheint, ins Auge zu fassen; 2. sie die Form eines jeden Gegenstandes d. i. sein Maß und sein Verhältnis kennen zu lehren; 3. sie so früh als möglich mit dem ganzen Umfange der Worte und Namen aller von ihnen erkannten Gegenstände bekannt zu machen. Es müssen also die Grundkräfte des Zählens, Messens und Redens geübt werden. In dieser Anordnung bietet Pestalozzi treffliche Richtlinien für die Didaktik; aber er entfernt sich von seinem Wege wieder, indem er in dieses formale Schema nun auch die Unterrichtsmaterien einreiht, die aus der Schallkraft, aus der die Sprachfähigkeit entspringt, aus der unbestimmten, bloß sinnlichen Vorstellungskraft, aus welcher das Bewußtsein aller Formen entspringt, und aus der bestimmten, nicht mehr bloß sinnlichen Vorstellungskraft, aus welcher das Bewußtsein der Einheit und mit ihr die Zählungs- und Rechnungsfähigkeit entspringt, hergeleitet werden. Man hat die Einteilung der Elementarlehren nach Schall, Form und Zahl als unlogisch oft verspottet; aber nicht der Mangel an logisch richtiger Scheidung ist ihr Fehler — denn es streitet nicht gegen die Logik, wenn die Dinge zuerst als Quantitäten, dann als Substrate von

Qualitäten und dann als die Urbilder unserer Vorstellungen aufgefaßt werden —: man muß Pestalozzi zum Vorwurf machen, daß er ohne weiteres die psychologischen „Grundkräfte“ zum Einteilungsgrund der unserer Erkenntnis durch die Natur vorgesetzten Gegenstände gemacht hat. Aber er suchte ja einen Ausgleich zu finden zwischen der Welt des Erkennbaren und der Kraft unseres Erkennens. Es fehlt also ein Glied in seiner Erörterung, das er leicht hätte finden können, wenn ihm psychologische Untersuchungen geläufiger und seine Erkenntnistheorie wissenschaftlich sicherer gewesen wäre. Wir fassen ein für allemal die Welt nur nach Maßgabe unserer sinnlichen Organisation auf. Ein Widerspruch oder ein Mangel an Zusammenstimmung zwischen den erkennbaren Objekten und dem erkennenden Subjekt ist also von vornherein gar nicht zu befürchten. Damit kann aber auch andererseits Pestalozzis Einteilung von Kräften, Lehren und Fächern bestehen bleiben. Herbarts logischer Scharfsinn würde mit seiner Lehre von den Interessen Pestalozzi über die unüberbrückte Kluft leicht weggebracht haben.

Das Bedenken, daß ein Zwiespalt sich zeigen könnte zwischen den „Entfaltungsmitteln“ der geistigen Kraft und der Entwickelung dieser selbst, hat Pestalozzi immer wieder beschäftigt, und im „Schwanengesang“ des achtzigjährigen Pädagogen veranlaßt es noch einmal die eingehendsten Erörterungen. Er ergreift zwei Maßregeln, um der Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen. Einmal verlangt er eingehendste, langsamste, gründlichste und umsichtigste Behandlung des ersten, an die natürliche Umgebung des Kindes anknüpfenden Unterrichts. Hier hat ihn wenigstens die Erfahrung zu sicherem Urteil befähigt; er weiß, daß ein solches Verfahren in den Kindern eine außerordentliche Kraft zeitigt, die sie befähigen wird, die Lehre, die man ihnen vorführt, leicht zu erfassen. Ferner beginnt er den Unterricht mit dem, was dem Kinde naturgemäß am verständlichsten sein müsse, dem eigenen Leib. Die ersten Anschauungs-, Rede- und Denkübungen beschäftigen sich ja damit, und diese frühesten Übungen sollen eine Aufgabe der erziehenden Mütter werden. Das Buch der Mütter (1803) sollte dafür eine Anweisung geben. Es ist davon aber nur ein Heft erschienen, das vielfach Anlaß zu verstandloser Kritik gegeben hat. Aber das Bedenken ist damit noch nicht überwunden. Nachdem Pestalozzis Unternehmungen ein- für allemal gescheitert waren, sprach er es aus, daß es kein Institut auf der Welt gebe, in dem der „Unterschied“ ausgeglichen würde „zwischen den immer in sich selbst gleichen, von ewigen Gesetzen ausgehenden Entwickelungsmitteln der menschlichen Grundkräfte und den Mitteln der Ein-

übung und Abrichtung zu den Kenntniſſen und Fertigkeiten, die die „Anwendung der gebildeten Entfaltungskräfte anſpricht“ (Schwanengeſang). Auch die beſten und glücklichſten Erziehungsveranſtaltungen erſchienen ihm jetzt nur noch als Belege für die Möglichkeit, das Gleichgewicht zwiſchen den zu entfaltenden Kräften des Zöglings und den Mitteln der Entfaltung derſelben herzuſtellen; nur in der Zuverſicht, daß die Geſetze der Elementarbildung allmählich überall erkannt werden würden, und in der Überzeugung, daß ſie die Bildung des Menſchengeſchlechtes ſelbſt ſei, ſah er den Zwieſpalt aufgehoben. Die Schickſale dieſes Gedankens bei Peſtalozzi zeigen, wie tief ſein pädagogiſches Denken überhaupt mit ſeinem Leben verwachſen war. Es hat nie ein Pädagoge gelebt, der ſich ſo ganz an ſeine Theorie hingegeben hätte, wie Peſtalozzi, und darum wird es begreiflich ſein, warum er ein ſo großes Mißbehagen empfinden mußte, wenn andere, wie Niederer gethan hat, ſeine Gedanken in andere Form und andern Zuſammenhang brachten. Wer Peſtalozzi von dieſer Seite betrachtet, wird es auch einſehen, daß er leicht in den Verdacht des Eigenſinns, ja ſelbſt einer gewiſſen Eitelkeit kommen konnte. Eben weil ſeine Pädagogik ſo ganz ſein eigenes Werk war, erſonnen in den Zeiten tiefſter äußerer Bedrängnis und bewährt durch die ſchweren Schickſale ſeines eigenen Lebens, betrachtete er ſie nicht als das Ergebnis einer nach und nach zum Abſchluſſe gelangenden Geiſtesarbeit, ſondern als Gottes Werk. So iſt er bei aller Demut ſeines Weſens wie ein Prophet in der Mitte der Seinigen geſtanden. Am Neujahrstag 1809 ſprach er in der üblichen Anrede an ſein Haus: „Wäre mein Werk zu Grunde gegangen, ich ſchriebe es mir ſelbſt zu und niemand anderem; ich könnte es niemand anderm zuſchreiben. Aber Gott hat es gerettet; er hat es mitten durch alle meine Schwächen, er hat es mitten durch alle meine Verirrungen errettet. Es ſteht noch: Ihm ſei gedankt! Es ſteht noch als Gottes Werk; als ſolches iſt es ein Wunder der Vorſehung.“

Der ſiebente Brief behandelt zuerſt die aus der „Schallkraft“ abzuleitenden Lehrfächer. Es iſt die Tonlehre, die Wortlehre, die Sprachlehre. Zur erſten gehört das Buchſtabieren in der Form des Lautierens. Die Kinder haben ein natürliches Bedürfnis, ſich in den Tönen der Sprache zu üben, und die Vereinigung dieſer Töne iſt die ſichere Vorübung zum Leſen. Die Wortlehre giebt eine Encyklopädie der Welt in Namenreihen, welche die Kinder raſch auswendiglernen, während ſie ſich daran im Leſen üben. Die Sprachlehre teilt ihnen die Kunſt des beſtimmten Ausdrucks mit und führt ſie

von der Anschauung, welche mit der Wortlehre verknüpft ist, aufwärts zu deutlichen Begriffen, sodaß auch hier der allgemeinen didaktischen Vorschrift genügt wird, wonach zunächst der Gegenstand hervorgehoben und als Einheit aufgefaßt wird, dann ein Bewußtsein von seinen Merkmalen und endlich die Bestimmung des Dinges in seinen wechselnden Zuständen eintritt. Nun wird die ganze Welt in solcher Weise der Vorstellung des Schülers zu begrifflicher Erfassung vorgestellt. Diese letzte Forderung ist wie manches andere, was unser Buch enthält, in Pestalozzis Praxis nicht durchgeführt worden; die Grundzüge seiner Didaktik sind aber so, wie sie uns hier entgegentreten, bei ihm unverändert geblieben. Ein grammatischer Unterricht, der auf die Verhältnisse der Dinge gegründet ist, schließt sich hier an. Pestalozzi führt ihn bis zur Definition, in der er das Wesen der Dinge ausgedrückt sieht. Es reihen sich nun die von der Form ausgehenden Lehrfächer an, die Anschauungskunst, die Meßkunst, die Zeichenkunst und die Schreibkunst. Zunächst handelt es sich hier um sinnliches Anschauen, sinnliches Ergreifen der Dinge; in der fortschreitenden Entwickelung wird aber diese Art der Auffassung allmählich auch auf unsinnliche Gegenstände übertragen, sodaß die Anschauungskraft zu einem allgemeinen Seelenvermögen sich ausbildet. Die Meßkunst setzt ein ABC der Anschauung voraus. Sie wird gelehrt an der Ausmessung des Vierecks als der „Urform aller Ausmessungsformen". Nachdem die verschiedenen Formen an der Teilung des Vierecks erkannt sind, läßt man Dinge der Wirklichkeit nach diesem Maßstabe beurteilen und später die Formen des Vierecks nachzeichnen. Auf die Meßkunst baut sich in dieser Weise die Zeichenkunst auf, die sich nur als eine mühelose Anwendung der erkannten Raumformen darstellt. Die Schreibkunst tritt erst jetzt ein; früher würde sie das Zeichnen verderben. Weil die Kinder die Feder nicht leicht zu führen wissen, lasse man sie zuerst auf der Schiefertafel mit dem Griffel schreiben, was auch den Vorteil bietet, daß das Fehlerhafte, aus dem sich irrtümliche Anschauungen ergeben könnten, leicht wieder zu entfernen ist. Das Schreiben tritt mit den Sprachübungen in Verbindung und setzt sie kombinierend fort.

Im achten Brief wird die Zahl behandelt. Sie ist untrüglich und muß daher im Unterricht eine bedeutende Stellung beanspruchen. Sie führt zur Rechenkunst, die ganz nur vom Zählen ausgeht, das an wirklichen Dingen geübt wird. Die geteilte Einheit, der Bruch, wird anschaulich gemacht am geteilten Viereck des ABC der Anschauung, womit diese Übungen auch an die Anschauungsübungen angeschlossen werden.

Der neunte Brief kann zusammenfassend feststellen, daß aller Unterricht auf der Anschauung ruhe, in der sich alle Unterrichtsmittel zusammenfinden, während der übliche Unterricht alle Lehre isoliert. Durch diesen Fehler gegen die natürliche Konzentration, ein Wort, das Pestalozzi übrigens nicht anwendet, sind unsere Augen Buchstabenaugen und wir selbst Buchstabenmenschen geworden. Mit ihm hängt die ganze Unwahrheit und Verdorbenheit zusammen, an der unser Zeitalter leidet.

Der zehnte Brief führt diesen Gedanken weiter aus. Hier wird an die Erziehung erinnert, welche die Mütter infolge eines alten Herkommens naturgemäßer einrichten, als die schulmäßigen Erzieher, wie das Appenzeller Weib zeigt, das seinem Kinde schon in den ersten Lebenswochen einen bunt bemalten großen Vogel aus Papier über die Wiege hängt. Der Unterricht muß in allen Gebieten von der Anschauung ausgehen und von hier aus den Weg aufwärts suchen bis zur deutlichen Erkenntnis der Begriffe. In der Sprache ist dieser Fortschritt vorgebildet, und wir müssen „mit der Erlernung der Sprache bei unseren Kindern eben den Gang gehen, den die Natur mit Rücksicht auf diesen Gegenstand mit dem Menschengeschlecht ging". Schließlich müssen die Gesetze der Natur mit den Zufälligkeiten der Individualität ausgeglichen werden. Dies geschieht, indem die sinnliche Natur der geistigen und sittlichen untergeordnet wird. Das ist das eigentliche Geschäft des Erziehers.

Der elfte Brief ist wieder persönlich wie die ersten, ein Zeugnis der Dankbarkeit gegen die Mitarbeiter des Verfassers.

Im zwölften Brief wendet er sich zu den Fertigkeiten. „Es ist vielleicht das schrecklichste Geschenk, das ein feindlicher Genius dem Zeitalter machte: Kenntnisse ohne die Fertigkeiten." Dieser oft angeführte Satz kann an dieser Stelle in seiner eigentlichen Meinung erfaßt werden. Kenntnisse an sich sind dem Menschen ein Fremdes, wenn sie nicht aus der Entwickelung seiner Natur sich von selbst ergeben. Ist dies nicht der Fall, so führen sie zur Unwahrheit, die die Quelle auch des sittlichen Verderbs ist. Das Leben selbst in seiner natürlichen Entfaltung muß dem Geiste das geben, was er für seine Bestimmung braucht. Diesen Satz spricht Pestalozzi später im Schwanengesang mit dem einfachen Worte aus: Das Leben bildet. Für die Bereitung der Fertigkeiten müßte es auch ein ABC geben, ausgehend von den einfachsten Thätigkeiten, wie Schlagen, Tragen, Werfen, Stoßen, Ziehen, Drehen, Ringen, Schwingen u. s. w. Dieses System der Gliederübungen müßte in Übereinstimmung gebracht werden mit dem ABC der Sinnenübungen, und es müßte „das Gängelband unserer Tugendlehrzeit" sein, eine

„sinnliche Anfangsbildung zur Tugend". Ansätze zur Ausgestaltung einer solchen elementaren Tugendbildung sind in Pestalozzis Anstalten gemacht worden; er selbst ist dem Gedanken schon in Stans nahe getreten, und der „Wohnstubenerziehung" liegt er an und für sich nahe. In der sogenannten Lenzburger Rede (1809) bemerkt er jedoch, daß die sittliche Elementarbildung „außer dem Zeitkreis unserer Anstalt liege".

Im dreizehnten Briefe will er nur noch von dem Wesen der Gottesverehrung reden. Das Kind muß aus seinem sinnlichen Instinkt lieben, bevor es Gott lieben kann; die Liebe der Mutter und zur Mutter muß der Gottesliebe vorausgehen. Wenn aber nach und nach die Mutter dem Kinde fremd wird, muß die Erziehung dafür sorgen, daß es nicht in die Bedürfnisse seiner Sinnlichkeit versinke, sondern diese dem Sittengebote unterordne. Dazu ist die nämliche Lückenlosigkeit von Maßregeln erforderlich, die der Unterricht auch sonst sich zum Gesetz machen muß. Darum muß der Unterricht hier wie sonst lange „Sache des Herzens sein, ehe er die Sache der Vernunft wird".

In der Lückenlosigkeit seines Fortschreitens ahmt der Unterricht, wie der vierzehnte und letzte Brief ausführt, das Gesetz der Vollkommenheit nach, das sich überall in der Natur offenbart; auf diesem Wege gelangt das Kind naturgemäß zur Erkenntnis Gottes. Ein zweites Mittel der „inneren Veredelung" ist die Einrichtung des gegenseitigen Unterrichts, der dem Kinde sagt, daß die Menschen für einander da seien.

„Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" ist nach dem Ende 1800 in Pestalozzi entstandenen Plane in der ersten Hälfte des darauffolgenden Jahres niedergeschrieben worden. Im Oktober 1801 erschien das Buch. Die zweite, für die Gesamtausgabe der Werke bestimmte Auflage ist mit einer Vorrede versehen, die das Datum des 1. Juni 1820 zeigt. Bald nach dem ersten Erscheinen des Werkes berichtete Wieland darüber im deutschen Merkur (Dezember 1801): „Pestalozzi hat viel versprochen; aber nach den Prämissen zu urteilen, die nun vor uns liegen, ist er der Mann, der Wort hält."

Nachdem Pestalozzi seine pädagogische Theorie der Welt vorgelegt hatte, ging er mit seinen Gehülfen an die Abfassung methodischer Hülfsmittel. Vom „Buche der Mütter", das eine „Anleitung für Mütter" sein sollte, ihre Kinder bemerken und reden zu lehren, ist schon gesprochen worden. Nur das erste Heft ist erschienen bei Geßner in Zürich und Cotta in Tübingen; es ist, abgesehen von der Vorrede und einer Reihe von Beispielen, von Krüsi verfaßt. Es schloß sich daran das „ABC der Anschauung oder Anschauungslehre der Maßverhält-

niſſe“ in zwei Heften und die „Anſchauungslehre der Zahlverhältniſſe“ in drei Heften. Auch dieſe Hefte ſind von Peſtalozzi nur mit Vorreden verſehen; Verfaſſer ſind ſeine Mitarbeiter. Für den Druck dieſer „Elementarbücher“ ließ jener ſich einen Vorſchuß von achttauſend Franken von der Helvetiſchen Republik geben. Herbarts Beurteilung des ABC der Anſchauung und des theoretiſchen Werkes, zu dem es gehört, ſind in unſerem von Burgdorf und Münchenbuchſee handelnden Kapitel ſchon berührt worden. In einer „Der natürliche Schulmeiſter“ betitelten Schrift ſuchte Peſtalozzi ſelbſt für den Sprachunterricht das zu leiſten, was die eben angeführten Werke für die anſchauliche Behandlung der Raum- und Zahlenlehre beabſichtigt hatten.

9. Iferten.

Die Welt um mich geht dahin; die, in der ich jetzt lebe, iſt nicht mehr die meinige. (Peſtalozzi 1818.)

Peſtalozzi fühlte ſich von ſchwerem Druck befreit, als ſeine Anſtalt in Iferten wieder vereinigt war. Zwar zeigten die äußeren Verhältniſſe ſeines Unternehmens ſich vorerſt in wenig günſtigem Lichte. Das Abkommen mit Fellenberg belaſtete ihn über Gebühr. Der Vertrieb der in Burgdorf verfaßten Schriften ließ viel zu wünſchen übrig, ſodaß es fraglich wurde, ob Peſtalozzi den Vorſchuß, den die Regierung ihm für dieſelben gewährt hatte, aus dem Erträgnis werde decken können. Herr von Türk ſchickte noch im Jahre 1805 fünfzig Louisdors, und Peſtalozzi nahm das willkommene Geſchenk gerne an. Aber die äußeren Sorgen dieſer Art drückten nie ſchwer auf ſein Gemüt, und ſo berichtete er jetzt mit Freuden: „Es geht, es geht ungeheuer!“ Er fühlte ſich wohl in der Mitte der Seinigen und dachte nun an den weiteren Ausbau der Methode. Niederer, der eine Zeit lang krank geweſen war, kam nach längerer Erholungsreiſe im Oktober nach Iferten nach, und im Mai 1806 traf auch Frau Peſtalozzi ein, die freilich vom ganzen Getriebe der Anſtalt ſich fernhielt. In dieſer Zeit verließ Buß die Anſtalt, um nach Burgdorf zurückzukehren und an der dortigen höheren Schule eine Stelle als Zeichen- und Geſanglehrer anzunehmen. Dafür war nun Joſef Schmid, der 1801 als vierzehnjähriger Knabe aus dem Vorarlbergiſchen zu Peſtalozzi gekommen war, im Inſtitut ſo weit herangebildet, daß er mit ſeiner tüchtigen Kraft, deren allzu derbe Kehrſeite ſich noch nicht gezeigt hatte, die Lücke ausfüllen konnte. Auch Johannes Ramſauer, der mit den Appenzeller Kindern nach Burgdorf gekommen war, wurde jetzt (1806) ordentlicher Lehrer der Anſtalt,

der er durch methodiſche Geſtaltung des Zeichenunterrichts weſentliche Dienſte geleiſtet hat. So durfte es Peſtalozzi wagen, um eine amtliche Prüfung derſelben zu bitten. Dieſe fand im Januar 1806 ſtatt und war außerordentlich gründlich. Der Bericht ſpricht ſich günſtig aus, zeigt jedoch, daß die Prüfenden nicht ganz verſtanden haben, was Peſtalozzis Erziehungsſyſtem eigentlich bezweckte. Eine unmittelbare Anwendung der Methode auf den öffentlichen Unterricht hielten ſie für unthunlich; auch waren ſie der Anſicht, daß der ſtreng geſchloſſene Lehrgang, dem man in der Anſtalt folge, ſich nicht für Kinder eigne, ſondern nur für höheren wiſſenſchaftlichen Unterricht.

Vom Leben in der Anſtalt geben uns die Lebenserinnerungen von Louis Vulliemin, der 1804 bis 1806 Zögling derſelben war, ein anſchauliches Bild. Sie ſind zwar erſt 1871 niedergeſchrieben, tragen aber ganz das Gepräge der friſchen Erinnerung. Von Peſtalozzi ſagt der Berichterſtatter: „Ein ſehr häßlicher Mann mit ſtruppigem Haar, ſein Antlitz über und über pockennarbig und mit Sommerſproſſen bedeckt, der Bart unordentlich und ſtoppellicht, immer ohne Halsbinde, die Beinkleider ſchlecht zugeſchnallt und darunter Strümpfe, welche über die groben Schuhe herunterfielen, der Gang haſtig, in ſtumpfen Stößen, dann die Augen, welche ſich bald öffneten zum hellen Blitz, bald wieder ſich ſchloſſen in innerer Beſchauung, Geſichtszüge, in denen mitunter eine tiefe Traurigkeit, dann ein ſanftes Seelenglück zum Ausdrucke kam, die Sprache langſam oder ſich überſtürzend, weich und melodiſch oder wie ein zorniges Wetter: das war der Mann, den wir unſern Vater Peſtalozzi nannten.“ Es waren zu der Zeit, da Vulliemin eintrat, 150 bis 200 junge Leute in der Anſtalt, die ihnen eine ſehr ſpartaniſche Erziehung gab. Am Morgen empfing jeder einen Guß kalten Waſſers auf den Kopf oder ins Geſicht. Hüte duldete man ſelbſt im Winter nicht. „Im ganzen war es mit der Wiſſenſchaft nicht weit her.“ Geographie wurde am Objekt der Gegend gelernt; die Schüler machten Reliefs derſelben aus Lehm. Wahrſcheinlich hat Tobler dazu den Anſtoß gegeben. Geometrie wurde ſo behandelt, daß die Schüler die Sätze ſelbſt fanden. In der Arithmetik waren einzelne derſelben ganz hervorragend. Dieſe wurden dann den Fremden vorgeführt. Die vielen Beſuche, die in der nächſten Zeit nach Iferten kamen, haben der Schule und dem Anſehen Peſtalozzis, wie wir aus anderen Berichten erfahren, bisweilen geſchadet. In dem erklärlichen Eifer, der „Methode“ Ausbreitung zu geben, ließ Peſtalozzi ſich manchmal verleiten, Schauſtellungen der beſſeren Schüler und der vollkommeneren Leiſtungen zu veranſtalten, in denen man kein getreues Bild der Schule, wohl

aber den Beweis dafür fand, daß man es auch in Iferten nicht verschmähe, den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Die Lehrer hatten freie Station, aber keine Bezahlung. Nach Bulliemins kaum glaublicher Erzählung wäre im Zimmer Pestalozzis eine Kasse aufgestellt gewesen, in welche die Beiträge der Schüler gelegt wurden und aus der jeder Lehrer, was er für besondere Zwecke brauchte, z. B. für seine Kleidung, ohne weiteres entnahm. So wäre es ein Jahr lang gehalten worden, ohne daß ein besonderer Mißstand sich gezeigt hätte. Wir wissen, daß eben durch Pestalozzis Weitherzigkeit und Ordnungslosigkeit in Geldsachen der Anstalt in den nächsten Jahren viele Schwierigkeiten entstanden sind.

Pestalozzi waltete als guter Hausvater in anderem Sinne, indem er die Kinder jeden Morgen und jeden Abend zu gemeinsamer Andacht um sich versammelte, der Reihe nach mit den einzelnen sprach und im übrigen die Arbeit der Lehrer methodisch leitete, wobei freilich Niederer schon jetzt durch eine Art von Überhöhung der Pestalozzischen Gedanken sich bemerklich machte. Niederer stand dabei der Anstalt schon dadurch nicht so nahe wie die anderen Lehrer, daß er in der Stadt wohnte. In dem von ihm verfaßten Bericht an die Eltern von 1807 findet sich der folgende Satz: „Unser Kind wird auf den Weg gestellt, den der Erfinder einer Wissenschaft selbst nahm und nehmen mußte. Es wird ihm der Faden ihrer Erweiterung und die Stufenfolge der Ausbildung, welche das Menschengeschlecht in ihm durchlaufen hat, in die Hand gegeben, daß es an diesem Faden die vorhandenen Hülfsmittel wesentlich und selbständig auffassen und brauchen und an ihm so weit gehen kann, als seine Kräfte reichen." Dieser von der nachpestalozzianischen Pädagogik ausgebeutete Satz, wonach in der Erziehung jedes einzelnen Menschen die Entwickelung des ganzen Menschengeschlechtes zu wiederholen wäre, ist von Niederer nicht erfunden worden; er ist rousseauischen Ursprungs: aber in dieser bedingungslosen Formulierung, als wesentliches Regulativ der naturgemäßen Erziehung kommt er bei Pestalozzi nirgends vor, wenigstens nicht an Stellen, die Niederers Überarbeitung entgangen sind. Er konnte ihn ja aus Rousseau aufgenommen haben; aber es sind Anzeichen dafür vorhanden, daß Tobler schon in Burgdorf sich mit Gedanken dieser Art beschäftigt hat. Die Betrachtung des Ganges der menschlichen Entwickelung ist für Pestalozzi von jeher ein wesentliches Mittel seiner psychologischen und methodischen Forschungen gewesen; aber er hat nie daran gedacht, diesen Gang in seiner Erziehung im kleinen nachzubilden. Der ihm viel geläufigere Gedanke, daß die Erziehung „bei jedem einzelnen

Kinde als im Dienste *seines wirklichen Lebens* stehend angesehen werden müsse" und daß ihm von Anfang an keinerlei Kenntnisse zugeführt werden dürfen, welche geeignet wären, „den Gang seiner Bildung in den ersten Bedürfnissen ihrer Übereinstimmung mit seinem wirklichen Leben zu verwirren" (Schwanengesang), würde ihn wohl abgehalten haben, seiner Pädagogik jene evolutionistische Grundlage zu geben. Aber er ließ in dieser Zeit Niederer gewähren, dessen geistige Kraft ihm geeignet schien, da ergänzend einzutreten, wo es ihm selbst an philosophischer Durchbildung fehlte. Er glaubte sogar, daß es seiner Methode nur noch an feinerer Ausbildung in der wissenschaftlichen Begründung fehle, da ihr eigentliches Wesen sich ihm in der unzweifelhaft richtigen Gestalt gewissermaßen selbst geoffenbart habe. Auf der andern Seite sah er der Durchbildung der einzelnen Unterrichtszweige im Geiste seiner Methode mit ruhiger Zuversicht entgegen, und so waren diese ersten Jahre in Iferten durchaus ermutigend für den jetzt endlich, wie es schien, in den sicheren Hafen eingelaufenen Mann. In der Anstalt selbst, die in dem alten Schlosse, das nur eine hübsche Wiesenfläche vom See trennte, recht behaglich untergebracht war, herrschte ein freudiges und kräftiges Leben, das nur den verzärtelten Muttersöhnchen und verwöhnten Besuchern manchmal nicht gefallen wollte.

Nun lenkte auch noch *Fichte* in seinen Reden an die deutsche Nation (1807 auf 1808) die Aufmerksamkeit der national gesinnten Deutschen auf die Pestalozzischen Unternehmungen. Fichte galt viel in der Schweiz; in den neunziger Jahren waren die hoffnungsvollsten Söhne des seiner Wiedergeburt entgegengehenden Schweizerlandes nach Jena gegangen, um Fichte zu hören. Um so wirksamer war jetzt sein Wort, das von der Erziehung im Geiste Pestalozzis die von ihm „erhoffte gänzliche Umschaffung des Menschengeschlechts" erwartete. Eine solche sollte an den von Heinrich Pestalozzi „erfundenen, vorgeschlagenen und unter dessen Augen schon in glücklicher Ausübung befindlichen Unterrichtsgang" sich anschließen. Pestalozzi habe durch einen „allmächtigen und deutschen Trieb, die Liebe zu dem armen, verwahrlosten Volke", sich zu seinen Unternehmungen bestimmen lassen. Zwar billigt Fichte durchaus nicht alles, was jener fordert, und das Buch der Mütter nennt er einen „vollkommenen Mißgriff" (neunte Rede); aber es war für Pestalozzi, der einst (1796) geäußert hatte: „Fichte ist über meinem Horizont; es nimmt mich aber wunder, ob ich unter dem seinigen sein werde" — ein bedeutsames Ereignis, daß er nun durch seine Unternehmungen und seine Schriften in den Horizont des großen Philosophen eingetreten war. Diese Thatsache trug dazu

bei, dieſe Jahre zu den glänzendſten in Peſtalozzis Leben zu machen. Zahlreiche Beſuche bedeutender Männer fanden gerade jetzt ſtatt. Heinrich von Weſſenberg, der damals dem Bistum Konſtanz als Generalvikar vorſtand, war 1805 auf 1806 in Iferten. Um Oſtern 1808 kam der Kirchenrat Heinrich Chriſtian Schwarz von Heidelberg, der damals an ſeiner Erziehungslehre ſchrieb, dorthin. 1809 fand ſich Zehme aus Sachſen ein mit drei jüngeren Lehrern, bald darauf Karl Juſtus Blochmann, der eine Reihe von Jahren als Lehrer bei Peſtalozzi blieb. Die Regierungen vieler Staaten ſchickten Abgeſandte zu ihm, um aus den Beobachtungen, die ſie an Ort und Stelle über die Wirkung der neuen Erziehungsart machen würden, Nutzen für das eigene Schulweſen zu ziehen. Im November 1812 ſtellte ſich Friedrich von Delbrück ein, der das ungünſtige Vorurteil, mit dem er gekommen war, bald ablegte.

Aber die Anſtalt in Iferten trug doch ſchon den Keim des Verderbens in ſich. Peſtalozzis Pädagogik war für die Bedürfniſſe des niederen Volkes beſtimmt; in der Armenſchule ſah er bis ans Ende ſeines Lebens ſeine eigentliche Beſtimmung. In Iferten mußte er aber den Bedürfniſſen der höher Geſtellten dienen, die ihre Kinder ihm in der Hoffnung anvertrauten, daß er ihnen die feinere Bildung der höheren Geſellſchaft gebe. Seine Zöglinge ſtammten aus deutſch und aus franzöſiſch redenden Gebieten. So war Peſtalozzi durch die Entwickelung, die ſein Unternehmen erfahren hatte, weit abgedrängt von ſeinem Ideal der Wohnſtubenerziehung, und es wurde ihm und ſeinen Lehrern, die ihre Thätigkeit jetzt nach anderen Zielen richten mußten, täglich ſchwerer, dem ruhigen Geſchäfte der Ausbildung der Elementarmethode ihre Kraft zu widmen. Es zeigte ſich gerade in den Jahren von 1807 an auch eine weſentliche Lücke im Unterricht Peſtalozzis, die mit dem oben von uns beſprochenen Mangel zuſammenhängt. Damit, daß er die Lehrfächer als „Entfaltungsmittel“ der geiſtigen Kräfte des Zöglings aus dieſen ſelbſt ableitete, war ſeine Pädagogik formaliſtiſch geworden und hatte für einen eigentlich realen Unterricht keine Stelle übrig gelaſſen, obwohl ſie alle Unterweiſung an die Beobachtung der Dinge anſchloß. Die Realien konnten freilich im Lehrplan einer Anſtalt für Söhne gebildeter Eltern nicht entbehrt werden, und wir haben ſchon gehört, daß ſie nicht ganz übergangen wurden, aber die „Methode“ hatte auf ſie wenig Einfluß. Peſtalozzi beſtätigt im Schwanengeſang, daß ſeine Anſtalt in der Anwendung der Anſchauung ſich auf den Form- und Zahlunterricht, „höchſtens noch auf Botanik und Mineralogie“

beschränkt habe. Hier hätte nun eine neue Arbeit einsetzen müssen, aber sie ist nicht erfolgt. Niederer, der sich immer mehr zum schriftstellerischen Vertreter Pestalozzis und zum theoretischen „Orakel" von Iferten ausbildete, lagen diese Dinge an sich fern; die meisten anderen Lehrer waren durch die Unterrichtsthätigkeit und die Überwachung der Zöglinge, so wenig streng sie auch sein mochte, vollauf in Anspruch genommen. Nur Schmid arbeitete methodisch weiter, aber gerade auf dem Gebiete, in welchem die methodischen Grundsätze der Anstalt ihre praktische Bewährung schon gefunden hatten. In der von 1807 an erscheinenden Wochenschrift für Menschenbildung veröffentlichte er: „Das ABC der mathematischen Anschauung für Mütter oder Anweisung, die Geistesthätigkeit der Kinder an Form und Größe und durch damit verbundene Zeichnungsübungen anzuregen und sie auf bildende Weise zu beschäftigen." 1809—1811 erschienen von ihm: „Die Elemente der Form und Größe (gewöhnlich Geometrie genannt), nach Pestalozzis Grundsätzen bearbeitet" in drei Teilen, ebenfalls 1809 „Die Elemente des Zeichnens nach Pestalozzischen Grundsätzen." Alle diese Schriften bekunden die Fruchtbarkeit der Methode für die Lehre von der räumlichen Anschauung; Schmid erreichte in diesem Unterricht, unterstützt durch die unermüdliche Rüstigkeit seines Wesens, auch ganz hervorragende Leistungen der Schüler. In dieser Schule hat sich de Laspée gebildet, den Diesterweg unter denjenigen nennt, welche auf seine pädagogische Richtung den tiefsten Einfluß geübt haben. De Laspée kam als Maurergeselle in die Schweiz und hörte zufällig von Pestalozzis Erziehungsanstalt. Er ging zu ihm und bat um irgendwelche Beschäftigung, die es ihm ermöglichen würde, einen Einblick in den zu Iferten erteilten Unterricht zu erhalten. Pestalozzi wollte den strebsamen jungen Mann nicht wegschicken und benutzte ihn als Stiefelputzer. Später ließ er ihn unterrichten, und so wurde er einer der wirksamsten Verbreiter der Methode, der, wie Diesterweg erzählt, in seinem Institut zu Wiesbaden „vierzehn Tage lang an einer ungelösten geometrischen Aufgabe arbeiten ließ, bis ein Schüler dieselbe löste"; darin eben bestand Schmids Stärke, daß er seine Zöglinge selbst auf den Weg zu stellen wußte, auf dem sie der Schwierigkeit ihrer Aufgabe beikommen konnten, und daß er in ihnen ein derartiges Interesse erregte, daß sie schweren Problemen mit Lust entgegengingen. Diesterweg und de Laspée pflegten, wie ersterer erzählt, auf einer Fußwanderung durchs Rheingau mit de Laspées Schülern

ſich algebraiſche Aufgaben vorzulegen und ſie wandernd aufzulöſen. Wie viel der große Mathematiker Steiner dem erſten Unterricht verdankte, den er in Peſtalozzis Anſtalt erhalten hat, können wir nicht bemeſſen.

Veranlaſſungen, nicht bloß das Wie, ſondern auch das Was des Unterrichts in Betracht zu ziehen, ergaben ſich in dieſer Zeit mehrfach. Karl Ritter, damals Erzieher in der Hollwegſchen Familie zu Frankfurt am Main, kam 1807 zum erſtenmal nach Iferten. Peſtalozzi nahm ihm das Verſprechen ab, den geographiſchen Unterricht im Geiſte ſeiner Methode zu bearbeiten. Zwar wußte, wie Ritter zu Bulliemin ſich äußerte, Peſtalozzi nicht ſo viel in der Geographie „als ein Kind unſerer Primarſchulen; gleichwohl haben, was mir wohl bewußt, die Unterhaltungen mit ihm in mir den Trieb nach naturgemäßen Methoden geweckt; er hat mir die Bahn geöffnet, und was mir zu leiſten vergönnt geweſen, will ich gern auf ihn als den erſten Urheber zurückführen". An Karl von Raumer, den ſpäteren Geſchichtſchreiber der Pädagogik, trat Peſtalozzi mit einem ähnlichen Vorſchlag heran. Raumer war, niedergedrückt durch die politiſchen Verhältniſſe der Zeit und angeregt durch Fichtes Äußerungen über Peſtalozzi, im Oktober 1809 nach Iferten gekommen. Er wollte dort unterrichten lernen, weil er die Überzeugung gewonnen hatte, daß in ſeinem Fache, der Geologie, Fortſchritte nur zu erwarten ſeien, wenn eine große Zahl von Forſchern zu gleicher Zeit ſich mit derſelben beſchäftigte, ſodaß zunächſt die Notwendigkeit vorliege, durch den Unterricht einen Stamm von Fachgelehrten heranzubilden. Zugleich hatte er den Bruder ſeiner Braut, den achtjährigen, etwas zärtlich erzogenen Fritz Reichardt, in der Anſtalt untergebracht und ließ ſich nun im Urteil über alles, was er ſah und hörte, durch die Rückſicht auf den ihm anvertrauten Knaben beſtimmen, der unter der derben und lärmenden Jugend in Iferten ſich ſehr unbehaglich fühlte. Man kann ſich denken, daß Raumer nur eine doppelte Enttäuſchung erfuhr. Methoden zur Heranbildung von Fachgelehrten hat Peſtalozzi nie zu ſuchen unternommen, und das Leben in der Anſtalt entbehrte des warmen Familientones ſehr, den man Peſtalozzis Wohnſtubenerziehung, von der aber in Iferten nicht mehr die Rede ſein konnte, hätte wünſchen mögen. Peſtalozzi merkte in ſeiner Vertrauensſeligkeit nicht, wie verſtimmt Raumer war, ſondern weihte ihn ſogar in die Händel ein, welche damals die Anſtalt beunruhigten, und verlangte von ihm Hülfe. Auch wünſchte er von ihm, daß er ſich des mineralogiſchen Unterrichts annehme. Aber Raumer zeigte nicht das Verſtändnis für die weſentlichen Grundſätze der Me-

thode wie Ritter und wandte ein, daß er, wenn er nach dem Geiſte Peſtalozzis unterrichten wollte, über das bloße Zeigen und Benennen der Gegenſtände nicht hinauskommen würde. So blieb auch dieſer Verſuch, von Raumer Nutzen für die Anſtalt zu ziehen, ergebnislos. Raumer wußte in dem Streit zwiſchen Schmid und Niederer keine Stellung zu finden und verließ Iferten im Mai 1810, erfüllt von Verehrung und Mitleid für Peſtalozzi und überzeugt, daß die Grundlage der Peſtalozziſchen Pädagogik nur ein großer Irrtum ſei; denn eigentliche Anſchauung gebe ſie nicht. Dies Urteil iſt ungerecht. Richtig iſt nur, was Fichte ebenfalls eingewendet hat, daß im Wort und in der Definition das Weſen der Sache nicht beſchloſſen iſt. Der Grund des Zwieſpaltes zwiſchen Raumer und Peſtalozzi lag vielmehr darin, daß Peſtalozzi über die Formel von Schall, Form und Zahl nicht hinauskommen konnte, obwohl die Schule in Iferten ihm dazu alle Veranlaſſung gab. Auf dieſem Boden hätten der formaliſtiſche Schmid und der philoſophiſche Niederer ſich zuſammenfinden müſſen; ſolange er nicht gefunden war, ſtanden ihre ſo ſehr verſchiedenen Naturen mit ihrer ganzen ſubjektiven Schärfe einander gegenüber, und da Niederer keine Luſt hatte, aus den luftigen Höhen ſeiner pädagogiſchen Spekulation zu Schmids manchmal wohl geiſtloſer Praxis herunterzuſteigen, ſo war die Schule in Iferten in dieſer Zeit nur ſtark in mechaniſchem Formalismus. Peſtalozzi war tief unglücklich; das ganze Haus wußte von dem Ärgernis, das die ſtreitenden Lehrer gaben; ſo wirkte das Beſte, was ſonſt von dem Hausvater in Iferten ausging, der Sonnenſchein ſeiner Liebe, nicht mehr.

1808 traten die ſeit lange in der Anſtalt beſtehenden Mißſtände und Mißhelligkeiten deutlich zu Tage. Peſtalozzi ſah ſich veranlaßt, Niederer zu bemerken, daß er, da er auf die in der Anſtalt geltende Methode einen beſtimmenden Einfluß üben wolle, auch den praktiſchen Teil ſeiner Arbeit ernſter nehmen ſollte. Dieſe Rüge bezog ſich beſonders auf das mit der Anſtalt in Verbindung ſtehende Töchterinſtitut, das nun die Lehrerin Roſette Kaſthofer übernahm. Die Spannung zwiſchen Peſtalozzi und Niederer war ſo groß, daß letzterer am 20. September 1808 ſeinen Austritt erklärte. Derſelbe fand zwar nicht ſtatt; unterdeſſen ſtieg aber Schmids Anſehen bei Peſtalozzi. So wurde die Anſtalt das, was Peſtalozzi ſpäter von ihr ſagte, ein „babyloniſcher Turmbau", aber „keine Gemeinkraft". Schmid hätte am liebſten den Umfang der Anſtalt eingeſchränkt und nur Kinder des mittleren Alters in ihr geſehen; aber die Verhältniſſe waren ſchon zu verwirrt, als daß man ruhig eine zweck-

mäßige Änderung hätte erörtern können. Pestalozzi wollte nun seiner Unternehmung durch ein äußeres Mittel aufhelfen, das ihm Niederer angeraten hatte: er bat die schweizerische Tagsatzung, sie einer Prüfung zu unterziehen. Drei Kommissäre, darunter der bekannte Abbé Gregor Girard von Freiburg, nahmen dieselbe fünf oder sechs Tage lang vor im November 1809. Sie hielten sich mehr an die schwachen und unklaren Seiten der Pestalozzischen Schule; wenn aber der von ihnen erstattete Bericht ausspricht, man wolle in Iferten „jenen idealen Menschen erziehen, den man willkürlich aus der natürlichen Lage hebt, in welcher ihn die Vorsehung ließ geboren werden", so lag darin Mißverstand und vielleicht absichtliche Verkennung. Der Bericht wurde Pestalozzi mitgeteilt, bevor er veröffentlicht war. Sein Erstaunen und seine Entrüstung war um so größer, da die Berichterstatter nicht einmal an dem weit und breit berühmten mathematischen Unterricht etwas zu loben fanden. Er bat, der Angelegenheit keine weitere Folge zu geben; aber man ließ den Bericht in zahlreichen deutschen und französischen Zeitungen abdrucken.

Ein persönliches Begegnis zwischen Niederer und Schmid bestimmte jetzt den letzteren, Iferten zu verlassen (Juli 1810). Damals gingen auch Fröbel, der zum erstenmal 1805 und jetzt seit 1808 bei Pestalozzi war, Türk und Raumer fort. Schmid ließ bald darauf eine Schrift erscheinen: „Erfahrungen und Ansichten über Erziehung, Unterricht und Schulen" — eine plumpe Anschuldigung der Anstalt, die er eine Schande der Menschheit nannte. Eigentlich hatte er ihr nichts vorzuwerfen, als daß sie nicht zu erziehen verstehe, was doch nur der Familie möglich sei. Nun trat Niederer wieder in den Vordergrund. An kräftiger Verteidigung Pestalozzis ließ er es nicht fehlen; aber in der Anstalt selbst wußte er die Dinge nicht zu ändern. Pestalozzi verkaufte unter sehr billigen Bedingungen das Mädcheninstitut an Rosette Kasthofer, um später auch von diesem Geschäft, wie von allen, die er selbst leitete, schwere Widerwärtigkeiten zu ernten. Es befiel ihn auch infolge eigener Unvorsichtigkeit eine schwere Erkrankung. Dazu kam wachsende Geldnot, die ihn zwang, die sehr unzweckmäßig verwaltete Buchdruckerei und Buchhandlung aufzugeben. Nun sah man sich nach einem Verwalter und Leiter der Anstalt um. Pestalozzi dachte an Philipp Nabholz, der während eines halbjährigen Aufenthaltes in Iferten sich allgemeines Zutrauen erworben hatte und jetzt Pfarrer in Waldkirch (Baden) war. Seine Behörde ließ ihn aber nicht ziehen. So zerschlug sich auch diese Hoffnung. Nabholz hat später als Seminardirektor in Aarau,

dann an badiſchen Lehrerbildungsanſtalten ſich große Verdienſte erworben. 1814 drohte die Gefahr, daß das Schloß Iferten ein Lazarett für ruſſiſche Soldaten würde. Da machte ſich Peſtalozzi auf, um den Kaiſer von Rußland, der ſich damals in Baſel befand, zu beſtimmen, von Iferten abzuſehen. Der Kaiſer geſtand es dem berühmten Manne zu, dem er auch den Wladimirorden verlieh. Das Dokument dieſer Verleihung kam Peſtalozzi erſt 1826 zu; es iſt darin geſagt, daß dieſelbe wegen der von ihm während der Feldzüge von 1813, 1814 und 1815 geleiſteten Dienſte erfolgt ſei.

Um 1815 geſtalteten ſich die Dinge wieder erfreulicher; aber die Einrichtung einer Verwaltungskommiſſion, welche der Anſtalt endlich einige Sicherheit in ökonomiſcher Beziehung verſchaffen ſollte, bewährte ſich nicht. Peſtalozzi, der keinen Groll lange im Herzen tragen konnte, verzieh Schmid, der auswärts kein ihm zuſagendes Unterkommen hatte finden können, und Niederer ſelbſt, der leidenſchaftlich, aber nicht unedel war, bat ihn, wieder in die Anſtalt zurückzukehren: er könne jetzt die „intellektuellen und die Kunſtmittel“ pflegen, während Niederer ſich den Angelegenheiten der ſittlichen und religiöſen Bildung zuwende. So kam er 1813 wieder zurück, um der Verwaltung der Anſtalt ſich mit feſter Hand anzunehmen. Die Anſtalt hob ſich wieder; da ſtarb am 15. Dezember Frau Peſtalozzi, die ihr ganzes Eheleben hindurch ein Opfer der großen, aber ſchlecht durchgeführten Pläne ihres Gatten geweſen war; aber ſie glaubte an ihn und beſtätigte ihren Glauben durch eine nie wankende Liebe.

1816 erhob ſich der Streit von neuem; die meiſten Lehrer beklagten ſich über Schmids banauſiſche Art. Aber Peſtalozzi ſchenkte dem Manne ſein Vertrauen, obwohl er ein unangenehmes Gemiſch von cyniſcher Roheit und eiſerner Pflichtſtrenge war. Er hatte von je Hochachtung für diejenigen, die Eigenſchaften beſaßen, deren Mangel ihm ſelbſt ſo vielen Schaden gebracht hatte. Niederer hat ſich ſpäter über Peſtalozzi ſo ausgeſprochen: „Beſonders trug er das Bedürfnis in ſich, daß ſich ihm die Menſchen perſönlich zukehrten. Dieſes inſtinktartige Bedürfnis wirkte ſo ſtark und überwiegend, daß es ihn aus Geſellſchaften trieb, die ſich nicht äußerlich um ihn oder geiſtig um ſeine Sache gruppierten. Die Anſtalt und ſeine Gehülfen konnten ihm deswegen nur ſo lange zuſagen, als alles in und bei ihnen ausſchließend ſeiner Perſon zugekehrt war, und als er in jeder Äußerung und Wirkung derſelben ſich ſelbſt fühlte ... Wer rein in der Sache lebte, gab ihm keinen Genuß mehr; wer es verſchmähte, ihm anders als durch dieſelbe zu huldigen, verlor

den persönlichen Zusammenhang der Liebe, des Dankes und des Vertrauens mit ihm. Da die Sache hingegen als Idee, als Methode und Anstalt nicht nur an sich, sondern nach seinem eigenen lauten Bekenntnis größer war als er, so konnte jeder, der sie erkannte, seiner Person nur durch sie dienen, durch sie ihm aber auch alles Mögliche aufopfern." Es ist richtig, daß Pestalozzi sich als den erwählten Verkündiger einer neuen Lehre zum Heil der Menschheit ansah und daher in nichts anderem fühlte und lebte, als in ihr. Diese Einseitigkeit seiner Bestrebungen konnte als Eigenliebe aufgefaßt werden und ist thatsächlich so aufgefaßt worden. Zschokke wenigstens sagt von Pestalozzi: „Er wußte sich im allgemeinen verkannt; wer aber seiner Eigenliebe schmeichelte, hatte ihn gewonnen und konnte ihn nach Gefallen leiten." Aber eigentlich charakterisieren sich mit diesen Worten diejenigen, die sie gesprochen haben, selbst. Niederer fehlte es an jeder Fähigkeit für zarte Rücksicht, und wenn Pestalozzi seine Idee als über ihm stehend ansah, so hätte Niederer ihm doch die Achtung zollen können, die dem Verkündiger derselben gebühren mußte. Statt dessen beging er die unbegreifliche Taktlosigkeit, am Konfirmationsfest 1817 von der Kanzel herab den anwesenden Pestalozzi als den Zerstörer seines eigenen Werkes anzuklagen. Pestalozzi fiel ihm ins Wort, und Niederer schied aus der Anstalt. Er hatte schon zu Beginn des Jahres gekündigt, weil Pestalozzi sich mit einem aus Preußen gekommenen Abenteurer eingelassen hatte, der angeblich die Anstalt aus ihrer mißlichen Lage befreien und der Welt erhalten wollte. Im Mai 1814 hatte sich Niederer mit Rosette Kasthofer verheiratet; diese Verbindung hielt ihn jetzt in Iferten fest.

Um seine Verhältnisse zu den Niedererschen Eheleuten ganz zu lösen, entband Pestalozzi durch eine schriftliche Erklärung Frau Niederer von allen Verpflichtungen, welche sie ihm gegenüber noch haben könnte infolge der Erwerbung des Töchterinstituts. Sie nahmen aber die Quittung gar nicht an; Frau Niederer rechnete ihrerseits heraus, daß Pestalozzi ihr noch etwa anderthalbtausend Franken schuldig sei. Diese maßlose Forderung entfachte einen langen, von seiten der Niederer mit größter Erbitterung geführten Streit. Als auch noch die Lehrer, die an Stelle der ausgetretenen gesetzt worden waren, in stürmischer Weise Erhöhung ihrer Bezüge und gewisse Ehrenrechte im Hause verlangten, geriet der von allen Seiten gehetzte Pestalozzi in derartige Aufregung, daß sein Verstand sich zu verwirren anfing. Schmid brachte ihn zur Erholung in ein Dorf auf dem Jura, wo die Gebirgsluft und die Entfernung von dem Orte

seiner Qualen den übermüdeten Mann bald wieder herstellten. Nun wandte sich die rastlose Verfolgungssucht der Niederer, denen sich auch Krüsi anschloß, der 1816 mit anderen Lehrern von Pestalozzi abgefallen war und nun ein eigenes Erziehungshaus in Iferten besaß, gegen den die Anstalt ganz in seinem Sinne leitenden Schmid. Man brachte die Klagen gegen ihn bis zu den Behörden, und schließlich, im Oktober 1824, entschloß sich die Regierung, den Ausländer auf ein etwas oberflächlich zu stande gekommenes gerichtliches Urteil hin aus dem Kanton zu verweisen, weil er sittlichen Verirrungen von Angehörigen der Anstalt Vorschub gegeben habe. Man kann sich denken, daß die Aufsicht und Zucht im Hause unter den betrübenden Verhältnissen, welche die Aufmerksamkeit der Lehrer vom inneren Leben desselben ablenken mußten, lässig geworden war, und es scheint richtig zu sein, daß ältere Zöglinge der Anstalt außer dem Hause sich Schlimmes hatten zu schulden kommen lassen; eine wirkliche Verschuldung Schmids war ebensowenig erwiesen, wie ein schwereres eigenes Vergehen, das ihm kurz vorher von der gleichen Seite zur Last gelegt worden war. Es galt eben, vor der ganzen Welt zu beweisen, daß Pestalozzi durch seine Anstalt und in ihr sein eigenes Werk geschändet habe und daß es von Schmid ganz und gar herabgewürdigt werde. Niederer trug sich auch mit der Absicht, selbst eine größere Anstalt ins Leben zu rufen, die nun endlich wirklich „pestalozzianisch" sein sollte. Die Händel wegen des Töchterinstituts kamen durch ein Schiedsgericht im November 1824 zum Ausgleich. Es stellte sich heraus, daß Pestalozzi noch an Frau Niederer zu fordern hatte. Aber die Ausweisung Schmids entzog ihm allen Boden in Iferten. Mit Mühe konnte er erwirken, daß Schmid nicht sofort den Kanton verlassen mußte. Unterdessen bereitete Niederer den letzten Schlag vor, der für den unglücklichen Mann, den er einst so glühend verehrt hatte, ein Todesstoß wurde.

Selbst auf dem Gebiete, auf dem Pestalozzi das Höchste an Selbstaufopferung im Dienste der Menschheit geleistet und wo seine Pädagogik ihren eigentlichen Heimatsboden hatte, sollte er noch schwere Täuschungen und Kränkungen erfahren. Bald nach der Übersiedelung nach Iferten dachte er wieder an die Gründung einer Armenschule. Sie sollte auf Schloß Wildenstein im Aargau errichtet werden, und der Kanton war geneigt, das Unternehmen zu unterstützen; aber die schwieriger werdende ökonomische Lage Pestalozzis ließ ihn wieder auf seinen Plan verzichten (1806). Er kam aber wieder auf denselben zurück, als die Verhältnisse seiner Anstalten in Iferten sich ganz trostlos gestaltet hatten, im Jahre 1817. Seit 1811 verhandelte

Peſtalozzi mit der Cottaſchen Buchhandlung in Stuttgart wegen einer Geſamtausgabe ſeiner Werke, die er ſchon 1808 ins Auge gefaßt hatte. Aber erſt 1816 kamen die Unterhandlungen in Fluß. Peſtalozzi teilte Cotta einen Verlagsentwurf mit und ſchickte 1817 Schmid als Bevollmächtigten nach Stuttgart, wo ein für Peſtalozzi ſehr günſtiger Vertrag vereinbart wurde, wonach er für den Druckbogen drei Louisdor und überdies die Hälfte der eingehenden Subſkriptionen erhalten ſollte. Der praktiſche Schmid dachte ſofort an eine endliche Vereinigung aller auf der Anſtalt in Iſerten und dem Hauſe Peſtalozzi noch ruhenden Schuldverpflichtungen. Peſtalozzi aber wollte an ſich zuletzt denken und beſtimmte die zu erwartenden Gelder zu einer Stiftung für die Zwecke der Volkserziehung. Zwar gingen ihm die erſten Subſkriptionsgelder erſt 1821 zu; aber ſchon 1818 gründete er zu Clindy bei Iſerten eine Armenſchule, an der die Lehrer der Hauptanſtalt zu Iſerten den Unterricht erteilten, ſoweit er nicht, nach Peſtalozzis früherer Art, durch gegenſeitige Unterweiſung der Kinder ſelbſt beſorgt werden konnte. Herbſt 1819 verband man die Schule mit der Anſtalt in Iſerten; aber dieſe Vereinigung erregte Bedenken. Die verſchiedene Verpflegung der Reichen und der Armen und das Zuſammenwohnen von Knaben und Mädchen gab Anſtoß. Darunter litt die Hauptanſtalt, und der edelmütige Gründer der Armenſchule mußte ſich entſchließen, ſie wieder eingehen zu laſſen.

Während die Zeiten mit aller Not und allem Undank, den ſie Peſtalozzi brachten, ſeinen menſchenfreundlichen Sinn und ſeine Kraft der Entſagung nicht brechen konnten, war die Stimmung der Menſchen in anderen wichtigen Dingen, die Peſtalozzis Unternehmungen berührten, nicht die gleiche geblieben. Peſtalozzi faßte die Religion mit dem Jahrhundert, in dem er geboren war, von ihrer praktiſchen, das Gefühl beanſpruchenden Seite auf. Nicht der wiſſenſchaftliche Beweis, nicht die Verpflichtung des Glaubens ſollte ſeiner religiöſen Meinung eine genügende Stütze ſein; er war Chriſt, weil das Chriſtentum die Liebe zu allen Menſchen und den Dienſt der Armen predigt. Die Dogmen bekämpfte er nicht, er nahm ſie auch nicht ohne Kritik an; aber ſie waren ihm kein Bedürfnis, unter Umſtänden ſelbſt eine Veranlaſſung, daß das menſchliche Gefühl der allgemeinen Liebe und Hülfsbereitſchaft geſchwächt oder erkältet wurde. Nun änderte ſich aber unter dem Drucke der gewaltigen Zeitereigniſſe um die Wende des Jahrhunderts die religiöſe Anſchauung gerade bei denjenigen, welche früher dem Bekenntnis des werkthätigen Chriſtentums angehangen hatten, in bemerkenswerter Weiſe. Das Gefühl, daß die Not der Zeit

verſchuldet ſei durch Abwendung der Menſchen von Gott, drückte immer lebhafter auf die Gemüter; ſelbſt die Philoſophie und die Poeſie ließen ſich von ihm beſtimmen. Demütigung der zu frei gewordenen Vernunft und beſorgtere Pflege der äußeren Gottesverehrung wurden die nächſten Ziele dieſer neuen Richtung, die auf Peſtalozzi keine Wirkung übte. So war er mehr und mehr auch Angriffen von dieſer Seite aus bloßgeſtellt. Es iſt ganz zwecklos, zu unterſuchen, ob dieſe Änderung der Zeitanſchauung oder Peſtalozzis Verleugnung derſelben berechtigter geweſen ſei; aber es iſt die Pflicht des Biographen, darzuſtellen, wie dieſe gewaltige Wandelung in der religiöſen Stimmung der Zeit auf Peſtalozzi äußerlich gewirkt hat. In Lienhard und Gertrud erlaubte ſich Peſtalozzi ſchwere Ausfälle gegen die Pietiſten. Sogar der ſchlechte Vogt Hummel muß einmal einem Bürger von Bonnal vorhalten, daß er neulich bei einer frommen Freſſerei geweſen ſei. Er ſelbſt, der Verfaſſer des Buches, ſagt an einer andern Stelle: „Thränen ſind nichts, und Kniefallen iſt nichts; aber der Entſchluß, gegen Gott und Menſchen redlich und dankbar zu ſein, das iſt alles.“ Glüphi läßt die Kinder „gar keine Meinungen mehr auswendig lernen, mit Namen nicht die Zankapfelfragen, die ſeit zweihundert Jahren das gute Volk der Chriſten in viele Teile geteilt und gewiß dem Landvolk den Weg zum ewigen Leben nicht erleichtert haben.“ Der Pfarrer erkennt in der Religion nichts anderes „als das Beſtreben des Geiſtes, das Fleiſch und Blut durch Anhänglichkeit an den Urheber unſeres Weſens in der Ordnung zu erhalten“, was nur dadurch ermöglicht werde, daß der Menſch, „von Jugend auf in den Mühſeligkeiten ſeiner Beſtimmung und Lebensart geübt, was ſeine Beſtimmung und ſein Vorteil in der Welt iſt, mit Leichtigkeit und ohne daß es ihm viel Müh und Anſtrengens fordert, thut und erfüllt“. Arner will einen Glauben nur als „Sache des Herzens“ und meint, die ganze Bibel ſei „nicht zur Kopfübung des Volkes beſtimmt“. Dieſen Grundſätzen iſt Peſtalozzi in ſeiner Erziehung treu geblieben, und da alle religiöſe Bildung, der allgemeinen Forderung ſeiner Pädagogik entſprechend, aus der ethiſchen Lebensgemeinſchaft erwachſen und lange eine Sache des Herzens ſein mußte, bevor ſie eine Sache des Kopfes wurde, ſo war es leicht, nachzuweiſen, daß ſeine Anſtalt die religiöſe Bildung vernachläſſige. Die berniſche Regierung ließ ſchon im Sommer 1803 bei ihm eine Unterſuchung in dieſer Richtung anſtellen, die nicht günſtig ausgefallen ſein muß. Niederer gab in Peſtalozzis Auftrag eine Erklärung ab, die damit ſchloß, dieſer ſei bemüht, dem Religionsunterricht eine pſychologiſche Grundlage zu geben; das werde er auch ausführen.

Die im Jahre 1809 erfolgte Prüfung der Anstalt in Iferten durch die Kommission der schweizerischen Tagsatzung veranlaßte den Berner Ludwig von Haller, den Bericht über diese Besichtigung in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen (1811, Nr. 59) zu besprechen. In dieser Besprechung wird auch Pestalozzis religiöse Gesinnung scharf angegriffen. Nun gaben die damals seit zwei Jahren bei ihm sich aufhaltenden preußischen Kandidaten eine Erklärung ab, welche in Hallers Äußerungen „unaussprechlich niederträchtige Verleumdungen" sieht. Derselbe war so weit gegangen, Pestalozzi zu beschuldigen, er hasse alle weltliche und geistliche Obrigkeit und mache die Verbreitung dieser Anschauungen zur Aufgabe seiner Anstalten, und der Religionsunterricht sei unter die Lehrfächer nur aus Nachgiebigkeit gegen die Eltern aufgenommen und werde „wie eine Tanzlektion bezahlt". Als Niederer sich schließlich von Pestalozzi getrennt hatte, schloß er, der für die wirkliche Gestaltung des Religionsunterrichts in dessen Anstalten die erste Verantwortlichkeit zu tragen hatte, sich den geistlichen Anklägern des von aller Welt bedrängten alten Mannes an, den Ritter einmal mit einem vielleicht ungeeignet scheinenden, den Sinn Pestalozzis aber dennoch treu bezeichnenden Ausdruck einen „echten Jünger Jesu" genannt hat. Von dem später bekannt gewordenen württembergischen Theologen und Pädagogen Bernhard Gottlieb Denzel, der als Pfarrer im Schaffhausenschen Neukirch Pestalozzi in Burgdorf besucht hat zur nämlichen Zeit, als Niederer dahin kam, erzählt einer seiner Schüler folgendes: „Mein geliebter, unvergeßlicher Lehrer Denzel, der, schon ein Mann im Amte, monatelang lernbegierig dem großen Meister zu Füßen gesessen hat, bezeugte von der Macht der Liebe Pestalozzis, daß alle, die in seine Nähe kamen, hoch und niedrig, gebildet und ungebildet, wie durch einen Zauberschlag davon ergriffen wurden. So oft die Rede auf den großen Schweizer kam, schien er von Pestalozzis Geist gleichsam besessen zu sein; er, der in der Regel mit ernster und gemessener Haltung seinen Zöglingen gegenüberstand, wurde dann plötzlich weich und liebreich. Eine Thräne glänzte in seinem gefühlvollen Auge, sein Antlitz verklärte sich, und seine sonst weniger fließende Sprache glich einem herrlichen Born, welchem Gefühle der Ehrfurcht, der Liebe und Dankbarkeit entquollen." Wer diesen Geist, der in Denzel sich so ergreifend aussprach, nicht heute noch in Pestalozzis Schriften atmen fühlt, wird den großen Mann in religiösen Dingen noch weniger verstehen, als in anderen.

In jenen wirren Jahren, welche der Anstalt zu Iferten ein Ende bereiteten, fehlte es doch dem Gründer derselben nicht an

Anerkennung bei den Gebildeten aller Völker. Aus England kam, durch den großen Ruf des schweizerischen Pädagogen veranlaßt, um 1816 Dr. Andrew Bell, dem nun freilich alle Fähigkeit abging, in Pestalozzis Gedanken einzudringen. Er meinte, man werde in zehn Jahren dessen Methode überall vergessen haben, während die seinige dann über den ganzen Erdkreis sich werde verbreitet haben. Ein anderer Engländer, Greaves, fand sich um so lebhafter von Pestalozzi angezogen. Er kam 1817 nach Iferten und gründete später eine Pestalozzischule in seiner Heimat.

Das pädagogische Erträgnis der Zeit, die Pestalozzi in Iferten zugebracht hat, ist im ganzen nicht bedeutend. Er hat nicht ganz unrecht gehabt, als er sagte: „Ich fing mein Werk in Burgdorf an und endete es in Burgdorf.“ Doch wurde ein Gebiet in Iferten methodisch durchgearbeitet, dem vorher keine eingehendere Sorgfalt gewidmet war. Die Leibesübungen, die schon in Burgdorf betrieben wurden, fanden in Iferten ihre methodische Durchbildung: sie wurden „elementarisiert“ d. h. von den ersten natürlichen Regungen des Zöglings aus entwickelt. Niederer bemühte sich um diese Seite der Erziehung mit besonderem Eifer. Es war darauf abgesehen, „den Umfang alles dessen von Stufe zu Stufe zu erschöpfen, was das Kind in Hinsicht auf die Art und Weise seiner Stellung und Bewegung des Körpers und seiner Artikulationen vornehmen kann“. Die leibliche Ausbildung wird dabei in fortwährende Beziehung zur geistigen gesetzt und auf sittliche und ästhetische Ziele hingewendet. In gleicher Weise wurde der Gesangunterricht zu einem Bestandteil der Methode gemacht. Pestalozzi hatte dafür das Interesse des bekannten Musikers Hans Georg Nägeli gewonnen, der nun, im Einklang mit den Grundsätzen der Pestalozzischen Methode, ein „Entwickelungssystem“ aufstellte, das „der Naturanlage zur Kunst nicht vorgreifend, sondern bloß handbietend entgegenkommt“. Er schloß sich an die methodischen Anfänge Michael Traugott Pfeifers an, die er bei Pestalozzi vorfand. Niedergelegt ist dieses Entwickelungssystem in der „Gesangbildungslehre nach Pestalozzischen Grundsätzen, pädagogisch begründet von M. T. Pfeifer, methodisch bearbeitet durch H. G. Nägeli, Zürich, 1810“. 1816—1817 war der liebenswürdige Komponist Schnyder von Wartensee als Musiklehrer bei Pestalozzi thätig. Von der Ausbildung der mathematischen Elementarlehre durch Schmid ist schon gesprochen worden.

Geschrieben wurde in Iferten sehr viel, und die in der Anstalt eingerichtete Druckerei und Buchhandlung sollte ja der Ausbildung und Ausbreitung der „Methode“ dienen; aber sie

erfuhr von dieser Seite aus während dieser ganzen Zeit keine rechte Förderung. Niederer rief zwar 1807 ein großes Unternehmen ins Leben, das ein Sprechsaal für pädagogische Angelegenheiten werden sollte, aber von ihm so lässig betrieben wurde, daß es im Jahre 1811, nachdem es die Geduld der Leser oft auf schwere Proben gesetzt hatte, wieder eingehen mußte. Es war die „Wochenschrift für Menschenbildung von Heinrich Pestalozzi und seinen Freunden" (Aarau und Leipzig, 1807—1811, vier Bände). Wir heben daraus nur die Rede „über die Idee der Elementarbildung" hervor, die Pestalozzi 1809 in der Gesellschaft der schweizerischen Erziehungsfreunde gehalten hat. Da sie erst 1810 gedruckt wurde, konnte sie noch eine Verteidigung gegen die Vorwürfe in sich aufnehmen, welche die Prüfung der Anstalt in Iferten im Jahre 1809 Pestalozzi zugezogen hatte. Sie kann aber durchaus nicht als Quellschrift für die Erforschung der Pestalozzischen Methode betrachtet werden; sie trägt vielmehr, wie Pestalozzi in der vom 16. Oktober 1821 datierten Vorrede der zweiten Auflage bemerkt, die in die Gesamtwerke aufgenommen wurde, „das Gepräge eines fremden, auf mich wirkenden Einflusses". Dieser Einfluß kam von Niederer. Die schlimmste Wirkung desselben war es aber nicht, daß Pestalozzis Gedanken, die Niederer bestehen ließ, wenigstens durch die Art der Argumentierung und die gesuchte Darstellung, die er ihnen gab, eine fremde, manchmal unnatürliche Färbung, dann und wann auch eine den Absichten des Urhebers nicht entsprechende Änderung in der Betonung und selbst im logischen Zusammenhange erhielten, sondern daß Niederer durch ihn zu der Meinung verleitet wurde, als brauchte Pestalozzi überhaupt einen gelehrten Dolmetsch, einen Hüter seiner Gedanken gegen ihn selbst. 1807 erschien das erste Heft eines ersten Bandes eines „Journals für die Erziehung" unter Pestalozzis Namen. Mehr ist nicht erschienen, wahrscheinlich infolge der Unregelmäßigkeit und Lässigkeit, mit der Niederer arbeitete, welchem in dieser Zeit Pestalozzi alle von Iferten ausgehenden litterarischen Arbeiten überließ. Dieses Heft enthält u. a. einzelne Stücke einer Umarbeitung von Briefen aus „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt". Wir haben diese nicht durchgeführte Umarbeitung oben erwähnt. Ein Satz aus dem Heft möge hier angeführt werden, um den Ton zu veranschaulichen, den man in jener Zeit den Pestalozzischen Gedanken aufnötigte: „Das Verständnis dieser Idee setzte den reellen Begriff der Erziehung, sie setzte eine durchgeführte Ansicht der menschlichen Natur als Gattungsbegriff, eine Konstruktion ihrer konstitutiven Elemente, ihrer Kräfte, ihrer Thätig-

keit, ihrer Bedingungen und Verhältniſſe voraus.“ Dieſen Ton hat Niederer auch in die Lenzburger Rede über die Idee der Elementarbildung eingeführt. Manche Abſchnitte ſind wohl ganz aus ſeiner Feder gefloſſen. Von Peſtalozzi wenigſtens war man bisher nicht gewöhnt, kritiſche Beurteilungen des Comenius, der philanthropiſtiſchen Pädagogen und Reviſoren und dergl. zu leſen. Was von Niemeyers „verſtändigem Eklektizismus und breiter Empirie“ geſagt wird, verleugnet ſchon im Ton den peſtalozziſchen Urſprung. Neues enthält die Lenzburger Rede, abgeſehen von den Abſchnitten, in denen ſie ſich gegen die Vorwürfe des Prüfungsberichtes verteidigt, nicht. Beachtenswert iſt aber zweierlei, einmal die wiederholte Ausführung deſſen, was Peſtalozzi und die Seinen als ihre „Methode“ bezeichnen, dann die Erörterung des Verhältniſſes der Methode zu den von der Kultur angehäuften Erkenntnisſchätzen. In dieſem Teil der Rede wird Niederers Ton ebenfalls recht vernehmlich. Es wird hier ausgeführt, die Elementarbildung müſſe organiſch-genetiſch, nicht organiſch-hiſtoriſch ſein, ſie müſſe nicht alle „Umwege, Krümmungen und Verirrungen durchlaufen oder wenigſtens mehr oder minder darſtellen, um zur Wahrheit und Selbſtändigkeit zu gelangen, die das Menſchengeſchlecht, wenn es bloß nach ſeinem empiriſchen Gang ins Auge gefaßt wird, durchlaufen hat“. Später wird gelehrt, „der Stufengang der Natur in der Entwickelung des Menſchen“ müſſe nicht nur befolgt, ſondern dem Kinde anſchaulich gemacht werden, aber die Methode habe die Aufgabe, „was die Weisheit der Jahrhunderte dem Kinde zum Lernen aufſtellt“, mit dem auszugleichen, was das Kind aus ſich ſelbſt erzeugen müſſe. Das iſt ein neuer, gelehrterer Verſuch, eine Lücke in der „Methode“ zu überbrücken, auf die wir bei früherem Anlaſſe ſchon hingewieſen haben. Der Verſuch iſt indeſſen nicht geglückt; denn es fehlt dieſer ganzen Stelle nicht an großen Worten und volltönenden, umfangreichen Perioden, wohl aber an Klarheit des Gedankens und der Darſtellung.

Indem wir dieſen traurigſten Abſchnitt aus Peſtalozzis Lebensgeſchichte abſchließen, bemerken wir noch, daß er, als der Sturz Napoleons die politiſchen Schickſale ſeiner Heimat wieder in Frage ſtellte, in ſeiner 1815 veröffentlichten Schrift: „An die Unſchuld, den Ernſt und den Edelmut meines Zeitalters und meines Vaterlandes“ ſich wieder auf ein Gebiet ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit leiten ließ, das mit ſeiner allgemeinen Geiſtesrichtung in engem Zuſammenhange ſtand, aber eben um dieſes engen Zuſammenhanges willen damals ebenſowenig oder faſt ſo bedauerlich wenig Wirkung ſich verſprechen durfte, als das heute der Fall wäre.

10. Der Schwanengesang.

Prüfet alles, behaltet das Gute, und wenn etwas Besseres in euch gereifet, so setzet es zu dem, was ich euch in Wahrheit und Liebe zu geben versuche, in Wahrheit und Liebe hinzu! (Pestalozzi 1826.)

Anfangs März 1825 kam Pestalozzi nach der, wie er meinte, einstweiligen Auflösung seiner Anstalt in Iferten auf dem Neuhof an. Schmid und vier Zöglinge aus dem Ausland waren in seiner Begleitung. Aber er kam nicht, um auszuruhen. Der alte Plan einer Armenschule wurde wieder aufgenommen. Die Herausgabe französischer und englischer Übersetzungen seiner Werke mußte so viel einbringen, daß man ein Haus für die Armen bauen konnte. Schmid reiste nach Paris und London, um dem Unternehmen dort einen Boden zu bereiten. Auch hatte er der Welt noch viel zu sagen über das Wesen der Methode und die Wirrnisse seines Lebens, die ihn genötigt hatten, sein Werk unausgebaut liegen zu lassen. Seine leibliche Rüstigkeit war bewundernswert. Da und dort ließ er sich auch in den Schulen sehen und wurde nun überall der Gegenstand bewundernder Huldigung. In Birr und Lupfig unterrichtete er wohl auch einmal selbst. Manchmal ließ er die Kinder aus den Bänken heraustreten und ihm im Schritt durch die Schulstube nachmarschieren mit dem Liede: Liederli, liederli goht es zue — Ohne Strümpf und ohne Schue — Hätscht im Summer öbbis tho — Müescht im Winter nit barfueß goh. Zschokke erzählt: „Noch wenige Tage vor seinem Tode trat der hochwürdige Greis in mein Zimmer. Bei aller Hinfälligkeit seines Körpers erschien die Kraft seines Geistes ungebrochen. Er entwickelte mir mit jugendlicher Lebendigkeit, die mich an die Tage von Luzern und Stans gemahnte, eine seiner neuen Ideen über Vereinfachung des Unterrichts in toten Sprachen." Das war, wie wir aus dem Schwanengesang wissen, Pestalozzis letzte methodische Sorge. Im Jahre 1826 litt er an Steinbeschwerden in erheblichem Grade; er achtete aber wenig darauf. Pfarrer Rahn in Zofingen besuchte den alten Mann wenige Wochen vor seinem Tode und fand ihn geistig sehr frisch. Er setzte dem Besucher auseinander, was er unter Lückenlosigkeit des Unterrichts verstehe. Es war im Januar, und ein heftiger Schneesturm sauste herab. Pestalozzi war aber sehr ungehalten, als man ihn nicht ohne Begleitung und ohne Schirm in das unwirsche Wetter wollte hinausgehen lassen: er wollte nicht als Schwächling gelten. Frau Müller-Rauchenstein, eine geborene Bruggerin, erzählt, daß sie als elfjähriges Mädchen (im Jahre 1827) oft von

Peſtalozzi, der damals in Brugg war, wie von einem Manne habe reden hören, der im Kopfe nicht ganz richtig ſei. Einſt ſah ſie ihn im dunkeln Schulhausgang ſtehen und wollte, da ſie ihn fürchtete, ſchnell an ihm vorbeiſchlüpfen. „Als ich aber ganz nahe bei ihm war, warf er mir einen Blick zu, ſo groß und liebevoll, daß ich ihn meiner Lebtag nicht vergeſſen werde. Seine Augen leuchteten ganz und verbreiteten einen hellen Schein im Gang. Er kam mir wie ein Engel vor.“

Am 26. April 1826 leitete er noch in Langenthal eine Sitzung der Helvetiſchen Geſellſchaft, in welcher er hoch gefeiert wurde. Er hatte verſprochen, über Vaterland und Erziehung zu reden. Die Rede wurde aber ſehr weitläufig; obgleich ſie drittehalb Stunden währte, kam er nicht auf den zweiten Teil ſeines Themas zu ſprechen. Er ſtellte aber die nicht mehr zum Vortrag gelangten Abſchnitte der Rede ſchriftlich der Geſellſchaft zu, die das Ganze drucken zu laſſen beſchloß. Den erſten Teil kennen wir durch einen Abdruck im fünfzehnten Band der Cottaſchen Geſamtausgabe. Den zweiten Teil: „Skizze über das Weſen der Idee der Elementarbildung“ haben uns die Peſtalozziblätter von 1882 bekannt gemacht. Der Redner ſpricht darin von der Anſchauungslehre, deren Begründung im Hauſe geſchehen müſſe, von der Sprachlehre, welche dem Gang der Entwickelung der Menſchennatur in der Erfindung der Sprache nachzufolgen habe, von der Denklehre, welche durch Vergleichen zur Abſtraktion führen ſolle, dann von der Kunſtlehre, welche jedes der Kunſtübung dienende Organ üben müſſe, ſodaß zuerſt Richtigkeit, dann Kraft und endlich Zartheit erreicht werde. Peſtalozzi hat dabei das erſte Kindesalter bis zum ſechſten und ſiebenten Lebensjahr im Auge. Um ſeine Vorſchläge durchzuführen, möchte er, daß man eine Anzahl ſanfter, guter, anmutsvoller Mädchen von zehn bis zwölf Jahren für die Erteilung des Unterrichts heranzöge, während eine Anzahl von Jünglingen die darauf folgende Stufe zu behandeln hätte. So kommt Peſtalozzi nach der langen Verirrung von Iferten auf ſeine erſten und grundlegenden Gedanken zurück. Am 21. November des nämlichen Jahres ſprach er in einer Sitzung der Kulturgeſellſchaft des Bezirks Brugg über den nämlichen Gegenſtand und that es mit ſolchem Feuer, daß er dem Berichterſtatter, dem wir dieſe Nachricht verdanken, „wie in Jünglingskraft verklärt erſchien“.

Daneben vollendete er die beiden Schriften, die wir als letztes Vermächtnis des ehrwürdigen Mannes heute, da wir nicht mehr Partei zu nehmen haben zwiſchen ihm und ſeinen einſtigen Gehilfen, wie es die Zeitgenoſſen einſtens glaubten

thun zu müssen, gerechter beurteilen können, als es zur Zeit ihres Erscheines geschehen ist. Es ist zunächst „Der Schwanengesang", der die Idee der Pestalozzischen Elementarbildung noch einmal, zum Teil in ermüdender Weitschweifigkeit, darlegt, dann aber, um nachzuweisen, warum in der Durchführung dieser Idee in den Pestalozzischen Anstalten alles Stückwerk geblieben sei, den Lebensgang des Verfassers bis zur Burgdorfer Zeit schildert, eine Erzählung, frei von aller schwächlichen Redseligkeit des vorgeschrittenen Alters, nur eben in den Thatsachen nicht treu genug: denn wir wissen, daß bei aller geistigen Frische des Greises sein Gedächtnis doch sehr nachgelassen hatte, sodaß jetzt Nachklänge früherer Stimmungen und Gemütsverhältnisse die Treue der Erinnerung verwirrten und schwächten. An den Schwanengesang schloß sich die weitere Schrift: „Meine Lebensschicksale als Vorsteher meiner Erziehungsinstitute in Burgdorf und Iferten" wie ein zweiter Teil an, der von den Verirrungen, von den Mängeln und vom Zusammenbruch seiner Erziehungsunternehmungen mit aller Freiheit reden sollte, während der Schwanengesang das bleibende Erträgnis seiner Nachforschungen und Versuche der Nachwelt zu weiterer Bearbeitung und Benutzung überlieferte.

Im Schwanengesang ist der ganze erste Teil der Erörterung, weil er Pestalozzis, von Niederers Einfluß befreite letzte Darstellung seiner methodischen Grundsätze enthält, von Bedeutung, während diejenigen Abschnitte, in welchen die Durchführung dieser Grundsätze in der sittlichen, der geistigen und der Kunstbildung behandelt wird, durch vielfache Wiederholung der nämlichen Gedanken und Wendungen und außerordentliche Breite der Darstellung ermüdend sind.

Das Buch geht aus von dem Gedanken der Einheit der menschlichen Organisation, welche der Erziehung das Gesetz auferlegt, keine der natürlichen Kräfte und Anlagen einseitig zu bilden, sondern alle gleichzeitig und in Übereinstimmung miteinander zu entwickeln. Dies muß in der Weise geschehen, daß zunächst die sinnlichen Bedürfnisse ihre ungestörte Befriedigung erhalten. So entwickelt sich das Kind im Genuß der mütterlichen Liebe bis zum reinen Sinn des wahren christlichen Glaubens und der wahren christlichen Liebe. Ebenso entfaltet sich die Denkkraft an der Anschauung zur Sprachfähigkeit, wofür die Bearbeitung der Zahl- und Formenlehre das beste Mittel ist. Diese Stelle zeigt, daß die so oft bespöttelte Dreiheit der aus Schall, Form und Zahl sich ergebenden Entfaltungsmittel des menschlichen Geistes, von der in der oben besprochenen Langenthaler Rede gar nicht mehr gesprochen wird, bei Pestalozzi

nach und nach in den Hintergrund tritt. Indessen ist er aus dem engen Kreise, den er durch diese Herleitung sich einmal geschaffen hat, auch jetzt noch nicht herausgetreten. Auch die Kunstkraft entwickelt sich in dieser Weise. Sie geht von dem Selbsttrieb, von dem natürlichen Bedürfnisse der Organe, sich zu entwickeln, aus. Nun können aber die Entfaltungsmittel der natürlichen Kräfte mit diesen selbst in Zwiespalt kommen. Deshalb muß die Erziehung jeden Schritt vollständig thun, bevor sie den nächsten wagt. Damit wird im Zögling eine Kraft bereitet, die ihn befähigt, mit den ihm entgegentretenden Entfaltungsmitteln gleichen Schritt zu halten. Das sind Pestalozzische Gedanken, die wir alle schon kennen, und es zeigt sich auch hier die Kluft zwischen Erkenntnisgegenständen und Erkenntniskräften, die Pestalozzi nicht zu schließen gewußt hat, wie wir oben schon ausgeführt haben. Im weiteren aber erhebt er nun die Frage, ob es überhaupt möglich sein werde, diese Gegensätze in der Erziehung jemals ganz auszugleichen. Jeder werde ja doch, wenn er Mitarbeiter an einer Erziehung sei, die Methode derselben nach seinem eigenen Sinn auffassen, der eine diesen Teil oder diese Rücksicht mehr pflegen, als eine andere. In der That lasse sich in den Verhältnissen, wie sie heute bestehen, eine so genaue Uebereinstimmung zwischen Erziehenden untereinander und zwischen den einzelnen Erziehungsmitteln, wie sie der Zweck der richtigen Menschheitserziehung verlangt, gar nicht denken. Erst wenn das Ziel der Elementarbildung, das Wesen der methodischen Idee ganz und allgemein erkannt ist, kann in diesen Beziehungen der notwendige Einklang zu stande kommen; denn das Ziel der Elementarbildung ist das Ziel des Menschengeschlechtes selbst, und solange dieses an seiner Vervollkommnung nicht selbst arbeiten will, wird die Arbeit der einzelnen Erzieher das letzte Ziel nie erreichen. Wie aber die Sinnlichkeit im Leben herunterdrückt und ansteckend wirkt, so wird die Idee der Elementarbildung, wenn sie von der ganzen Menschheit aufgefaßt wird, erhebend und befreiend wirken. Wenn in diesen Worten die Erinnerung an die Mißerfolge von Iferten noch durchklingen mag, so zeigen sie doch, daß Pestalozzi den Glauben an seine Methode, von der er die Veredelung des ganzen Menschengeschlechtes erhoffte, auch in seinen letzten Lebenstagen mit unverminderter Sicherheit festgehalten hat. „Was der Menschheit in allen Verhältnissen zu dienen geeignet sein soll, muß aus allen Verhältnissen der Menschheit selber hervorgehen.“ So wird es ein Grundsatz der Pestalozzischen Pädagogik, den der Schwanengesang mit besonderem Nachdruck behandelt, daß das Leben bildet. Dieser Grundsatz wird nun auf die sittliche

und geistige und die Kunstbildung angewendet. Pestalozzi glaubt, daß so erzogene Menschen auch den Willen haben würden, in ihrem Kreise und Stande zu verbleiben, und daß demnach die Durchführung der Elementarmethode eine Bürgschaft des bürgerlichen Friedens und der Wohlfahrt in Haus und Gemeinde werden müßte. Der Leser aber, der diese hohen Worte liest, wird nun freilich sagen: „Aber Pestalozzi, wenn das im ganzen Umfange deiner geäußerten Ansichten wirklich also wäre, wie könnte es möglich sein, daß deine zwanzigjährigen diesfälligen Lebensbestrebungen keinen andern Erfolg gehabt hätten, als denjenigen, den du mit uns und wir mit dir vor Augen sehen?" Dies führt ihn nun zur Darstellung seines Lebensganges bis zur Burgdorfer Zeit, in der er bei der Ausführung seiner großen Ziele von Helfern abhängig wurde, zu deren „Knecht" er sich dann selbst machte. Aber, fährt er fort, meine Anstalten in Burgdorf und Iferten sind nicht der Zweck meines Lebens gewesen, sondern die Ausgestaltung der Idee der Elementarbildung. Diese lag nun vor den Augen der Welt, und Pestalozzi hielt es jetzt nur noch für seine Pflicht, das allgemein verbreitete Vorurteil zu entkräften, „es sei einmal Zeit, daß er seine gänzliche Unfähigkeit für die praktische Ausführung alles dessen, was er diesfalls so lange mit soviel Anstrengungen versucht, anerkenne und sich am Ende seines Lebens nicht länger mit einer fruchtlosen Mühseligkeit plage, deren Zweck- und Erfolglosigkeit ihm doch einmal in die Augen fallen sollte." Gerade die Mühsale seines Lebens hatten ihn für seine Aufgabe fähiger gemacht, und es lagen nun „die gereiften Früchte" vom Baume seines Lebens da, die erhalten werden mußten. Seine Bitte war nur, daß man sie prüfe, aber so prüfe, daß die Prüfung selbst wieder dem prüfenden Urteile unterworfen werden dürfe. So schließt das Buch mit den Worten: „Prüfet alles, behaltet das Gute, und wenn etwas Besseres in euch selber gereift, so setzet es zu dem, was ich euch in diesen Bogen in Wahrheit und Liebe zu geben versuchte, in Wahrheit und Liebe hinzu und werfet wenigstens das Ganze meiner Lebensbestrebungen nicht als einen Gegenstand weg, der, schon abgethan, keiner weiteren Prüfung bedürfe. Er ist wahrlich noch nicht abgethan und bedarf einer ernsten Prüfung ganz sicher, und zwar nicht um meiner und meiner Bitte willen."

Wir heben noch Einzelheiten heraus, die durch die nachfolgende Entwickelung der Pädagogik wichtig geworden sind. — Die Bearbeitung der Formen- und Zahlenlehre überließ Pestalozzi seinen Gehilfen; er glaubte hiefür keine Befähigung zu haben. Dagegen war er für die Ausbildung einer naturgemäßen

Sprachlehre, mit der er die Lücke zwischen der Anschauung und dem Denken ausfüllen wollte, von jeher thätig. Der Lehrgang, den er dafür verlangt, entspricht ganz den allgemeinen Grundsätzen seiner Didaktik. Er beginnt damit, daß er die Dinge zeigt und benennt. Dann läßt er die Merkmale derselben aufzählen, und endlich läßt er die Dinge in Thätigkeit treten. Vor allem aber muß die Sprachlehre erst eine Kunst des Redens sein. Für die fremden Sprachen ist der nämliche Gang zu wählen. Die Ausbildung des Lateinunterrichts hat Pestalozzi etwa von 1815 an beschäftigt; aber er ist, da er den Schwanengesang schrieb, mit seinen Versuchen noch nicht zu abschließenden Ergebnissen gekommen. — Aufmerksamkeit verdient ferner die Forderung, daß, um Harmonie in der Ausbildung der menschlichen Kräfte zu stande zu bringen, auch für eine „solide und kraftvolle Handanlegung an die wesentlichen Teile der Ausübungsmittel der Kunstwerke" gesorgt werden müsse. Das ist eine pädagogische Begründung des Handfertigkeitsunterrichts.

Der „Schwanengesang" ist in die Gesamtausgabe der Pestalozzischen Werke aufgenommen worden; die „Lebensschicksale" erschienen in Leipzig (1826). Beide Bücher fanden eine sehr kühle Aufnahme. Wer Pestalozzi günstig gestimmt war, bemerkte mit Bedauern, daß nach allen den Hoffnungen, die er erregt hatte, nun doch nach seinem eigenen Geständnis eine Reihe von schweren Fehlern auf seiner Rechnung stehen blieb. Andere fanden die ganze Abrechnung, die er der Welt vorlegte, kläglich: wenn er so unfähig gewesen, hätte er jetzt endlich ganz schweigen können. Die Mißgünstigen zuckten die Achseln: sie hatten ja vorausgesagt, daß es so kommen müsse. Nur an einem Orte regten die Bücher, besonders das zweite, eine finstere Leidenschaft auf, bei Niederer. Es ist heute nicht mehr zweifelhaft, daß er der eigentliche Urheber des schimpflichen Buches war, in dem ein früher in der Krüsischen Anstalt in Iferten beschäftigter Lehrer Biber einen „Beitrag zur Biographie Heinrich Pestalozzis und zur Beleuchtung seiner neuesten Schrift: Meine Lebensschicksale u. s. f." geben zu wollen sich vermaß. Das ganze zu St. Gallen erschienene Buch ist nichts als eine Sammlung böswilligen Geklatsches, das mit der Absicht vorgebracht wird, zu beweisen, daß Pestalozzi sein eigenes Werk geschändet habe. Es enthält eine ausführliche Darstellung des Handels der Niedererschen Familie mit Pestalozzi, der durch das Schiedsgericht zu ungunsten der ersteren beendet worden war. Selbst Steinmüller, der einst gegen Pestalozzi geschrieben hatte, und Zschokke, der ein zweifelhafter Freund desselben war, mißbilligten

das Buch. Anfangs Februar 1827 erhielt Peſtalozzi dasſelbe. Seine Krankheit hatte ihn ſchon ſehr geſchwächt. Dieſer Aufregung war er nicht gewachſen. Er fiel in ein heftiges Fieber; aber es drängte ihn, ſeine Stimme gegen die Unwürdigkeit zu erheben, deren Opfer er geworden war. Nur ſechs Wochen hätte er gerne noch gelebt, um ſein Vorhaben auszuführen; aber der Arzt konnte ihm keine Verſicherung geben, daß ſeine Lebenskraft noch ſo lange vorhalten werde. So fing er in ungeduldiger Haſt an zu ſchreiben; aber die Kräfte verſagten um ſo bälder. Da die ärztliche Verſorgung auf dem Neuhof ſchwierig war, ließ er ſich im Schlitten nach Brugg bringen. Nach wenigen Tagen verſchied er hier in der Nacht vom Freitag auf den Samstag: es war der 17. Februar. Sein Tod war ſanft. Emanuel Fröhlich, der Vater des Dichters, damals Proviſor in Brugg, erzählt in ſeinen Erinnerungen an Peſtalozzi: „Er ſchien nur zu ſchlafen. Sanfter Frieden — eine Art von mildem Lächeln ruhete auf ſeinem Angeſicht, als wenn er dem Engel, der ihn zur Ruhe gerufen, noch einen freundlichen Gruß zugerufen und dann ſeine Augen geſchloſſen hätte.“ Am Montag nachmittag den 19. wurde er in Birr beſtattet, zunächſt am Schulhaus. „Er ſelbſt hatte, wenn davon die Rede war, daß ihm einmal ein Denkmal werde geſetzt werden, geſagt, auf ſein Grab ſolle kein anderes Denkmal geſetzt werden als ein rauher Feldſtein: er ſei auch nur ein rauher Feldſtein geweſen.“ Am Grabe ſangen die aus den Bezirken Laufburg und Brugg zuſammengekommenen Lehrer nach einer Nägeliſchen Melodie ein vom Pfarrer Fröhlich, dem Fabeldichter, verfaßtes Lied, das in ſchlichten Reimen dem treuen Freunde der Armen Dank darbringt. Von Aarau war der treue Rabholz zur Beerdigung herbeigekommen, der einzige der vielen pädagogiſchen Genoſſen und Helfer Peſtalozzis, der an ſeinem Grabe ſtand; Schmid hielt ſich damals in Paris auf. Ein Feldſtein, wie es der Verſtorbene gewünſcht hatte, und ein Roſenſtrauch bezeichneten allein lange Zeit hindurch die Stätte, wo der Verfaſſer von Lienhard und Gertrud ſeine Ruhe gefunden hatte. 1846, als man in der ganzen Welt ſich der Wohlthaten erinnerte, die von dem vor hundert Jahren geborenen Peſtalozzi ausgegangen waren, bereitete ihm der Kanton Aargau eine neue Grabſtätte an dem inzwiſchen neu gebauten Schulhauſe von Birr. Eine in die Giebelſeite desſelben eingelaſſene Gedenktafel trägt die Inſchrift: „Heinrich Peſtalozzi — geb. in Zürich, den 12. Jänner 1746 — geſt. in Brugg, den 17. Hornung 1827. — Retter der Armen im Neuhof — Prediger des Volkes in Lienhard und Gertrud — Zu Stans Vater der Waiſen — Zu Burgdorf und Münchenbuchſee — Gründer der

Volksschule — In Iferten Erzieher der Menschheit — Mensch, Christ, Bürger — Alles für andere, für sich nichts. — Segen seinem Namen!" — Am Schlosse in Burgdorf ist seit 1888 auf Anregung von Dittes und eifriges Betreiben des Schulinspektors Wyß in Burgdorf eine Tafel angebracht, die ein Medaillonbild Pestalozzis zeigt mit Inschriften zu beiden Seiten. Links steht: „1799—1804. Heinrich Pestalozzi — aus Dankbarkeit — gewidmet — von der Stadt — Burgdorf. 1888. Rechts ist zu lesen: Es spricht die — göttliche Stimme in uns: — Lebe nicht dir, — Lebe den Brüdern. — Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. 1801." In Yverdon steht seit 1890 das außerordentlich ansprechende, vom Bildhauer A. Lanz geschaffene Denkmal, das Pestalozzi darstellt, zwei Kinder lehrend, die sich an ihn anschmiegen.

Ein lebendiges Denkmal hat sich der große Mann selbst bereitet durch den heute noch fast ungeschwächt fortwirkenden Geist seiner Schriften. Der Einfluß, der von ihnen auf die neue Pädagogik ausgeht, ist noch nicht einmal völlig ausgenutzt. Es liegen in ihnen noch zahlreiche Anregungen, die noch nicht fruchtbar gemacht sind und der Arbeit einer objektiven kritischen Pädagogik heute noch lohnende Ziele vorsetzen. Es ist nicht so leicht, wie es scheinen möchte, des eigentlichen Geistes des bedeutenden Lehrers habhaft zu werden. Schon die Menge seiner den nämlichen Gegenstand immer wieder unter verändertem Gesichtspunkte behandelnden Schriften bereitet Schwierigkeiten. Den zwischen 1805 und 1817 entstandenen Schriften Pestalozzis kann man nur mit einem gewissen Mißtrauen entgegentreten wegen des „fremden Einflusses", der während dieser Zeit sich seiner bemächtigt hat. Aber auch die Art, wie Pestalozzi schrieb, muß in Betracht gezogen werden, wenn man ihn richtig beurteilen will. Ganz im Gegensatz zu Herbart, der nach allseitiger und eindringender Analyse des Gegenstandes die Form seiner Darstellung in reiner Geistesarbeit fand und die Feder erst ansetzte, wenn das Werk fertig vor seinem Geiste stand, warf Pestalozzi die ihm zuströmenden Gedanken, wenn er einem Gegenstande einmal nahe trat, sofort aufs Papier. Gewohnt, jedem Drange seiner außerordentlich lebhaften Natur nachzugehen, geriet er bei diesem ersten und allzu schnellen Entwerfen in eine fieberhafte Hast. Ganze Bogen wurden vollgeschrieben und dann weggeworfen, weil während der Arbeit der Gegenstand sich ihm oft plötzlich in einer ganz anderen Beleuchtung zeigte. Mit der Zeit gewöhnte er sich daran, seine Unruhe dadurch zu bemeistern, daß er sich ins Bett legte, wenn er eine wichtigere oder umfänglichere schriftstellerische Arbeit vorhatte: so störte ihn

wenigſtens die Unruhe ſeiner Glieder nicht mehr. Später diktierte er oft lange Nachtſtunden hindurch. Dadurch ſind alle ſeine Schriften, die nicht von fremder Hand in andere Form gebracht worden ſind, was wir für einige derſelben für die Zeit annehmen, da Niederer der Schriftſteller des Hauſes in Iferten war, der echte Ausdruck ſeines reichen, lebhaft ſtrömenden Gefühls geworden; aber ſie geben nicht die letzte Form eines lange erwogenen Gedankens: ſie wählen vielmehr Standpunkte der Betrachtung, von denen ſie nach und nach dem Gegenſtande, den ſie behandeln wollen, nahe kommen, und geben auch dann noch oft Umſchreibungen ſtatt klarer Bezeichnungen, Fingerzeige ſtatt der abſchließenden Erörterung. Peſtalozzi iſt kein kunſtgeübter Stiliſt und findet doch oft den wärmſten, echteſten Ausdruck. Er kannte, wie er ſelbſt einmal geſagt hat, keine Kunſt, auch nicht die, ſeine Rede für beſtimmte Zwecke in berechnete Form zu bringen, und doch iſt er einer der Beredteſten, die in deutſcher Zunge geſchrieben haben. Er giebt, wie er es in ſeinem Leben gethan hat, auch in ſeinen Schriften ſich ganz den Menſchen hin, und ſo iſt er der Unſrige geworden in jedem Sinne des Wortes, und weil er uns gehört als ein freies Geſchenk ſeines ſelbſtloſen Gemütes, haben wir die Verpflichtung, dieſen Beſitz zu verdienen, indem wir ihn prüfen und zum Wohle der Menſchheit benutzen. Damit erſt erfüllen wir die letzte Bitte des menſchenfreundlichſten Mannes, den unſere Zeit geſehen hat.

Anmerkungen und Zusätze.

1. Familie und Heimat. — Pestalozzi ist eigentlich der Schriftstellername des Pädagogen. Sein Großvater schreibt sich in einem Brief von 1760 Andreas Péstaluz. Noch 1797 kann man lesen „Pestaluzz, Verfasser von Leonhardt und Gertrud". In der „Bitte an Menschenfreunde" von 1775 lautete der Name Pestalotz. Pestalutz ist der Name eines mordbereiten Feldhauptmannes in Schillers Wallenstein (V, 2). 1805 will man in Wädenschweil eine Pestaluzische Lehranstalt gründen. Auch Pestalozze hat sich der Verf. von Lienhard und Gertrud genannt; in diesem Buche aber treffen wir auch die Form Pestalozzi, welche die Familie seitdem beibehalten hat. — Das Haus „zum schwarzen Horn" ist wahrscheinlich Pestalozzis Geburtshaus. Die Mutter wohnte aber später im „Rothen Gatter". — Das Bäbeli war 1720 in Buchs geboren und starb 1788. Die im Text angegebene Stelle über sie schrieb Pestalozzi in einer nicht zum Abschluß gekommenen Umarbeitung des Buches „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", worüber zu sehen: „H. P.s Ansichten, Erfahrungen und Mittel zur Beförderung einer der Menschennatur angemessenen Erziehungsweise. Leipzig 1807" und Pestalozzi-Blätter 1889 S. 42 f. —

2. Schul- und Studienjahre. — Unsere Schilderung der Schulverhältnisse im Züricher Gebiet beruht auf zwei eingehenden Aufsätzen von J. Labhart-Hildebrandt (die Schulvisitationen auf der Landschaft im Kanton Zürich in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts) und Hz. (Hunziker: Aus der Reform der stadtzürcherischen Schulen in den Jahren 1765—1773) in Bühlmanns Praxis der Schweizerischen Volks- und Mittelschulen 1883 und 1884. — Für die Darstellung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse in Zürich während Pestalozzis Jugendzeit sind wir dem Buche der Frau Josefine Zehnder geb. Stadlin: Pestalozzi. Idee und Macht der menschlichen Entwickelung. Gotha 1875 — verpflichtet. Es ist der erste Band eines auf sieben Bände angelegten und in diesem Umfang im Manuskript fertiggestellten Werkes. Aber die verdiente Verfasserin starb vor der Veröffentlichung des ersten Bandes, und für die folgenden wollte sich kein Verleger finden. — Anna Schultheß, Pestalozzis Gattin, soll im August 1738 geboren sein. Andere geben 1739 an. Wie über ihr Geburtsjahr Zweifel herrschen, so war man unsicher über das Pestalozzis. Im Jahre 1845 rüstete man sich schon, die Jahrhundertfeier der Geburt des großen Pädagogen zu begehen, als festgestellt wurde, daß er nicht 1745, sondern 1746 das Licht der Welt erblickt habe. In der von der Kommission für das Pestalozzistübchen in

Zürich veranstalteten Jubelausgabe der beiden ersten Teile von Lienhard und Gertrud (Zürich 1896 bei F. Schultheß) teilt O. Hunziker ein Jugendbildnis Pestalozzis mit, das ihn als Bräutigam darstellen konnte. Das Gesicht zeigt die Eigentümlichkeiten des älteren Pestalozzikopfes mit einem groß aufgeschlagenen, unsicher fragenden Blick. Die Züge sind jugendlich und weich, aber durchaus nicht schön. Hunziker meint, das Bild könne für Lavaters physiognomische Sammlungen gemacht worden sein. Es befindet sich auf der Stadtbibliothek in Zürich. — Über Pestalozzis Verhältnis zu Bluntschli hat ersterer sich ausgesprochen in der am 12. Januar 1818 gehaltenen Rede an sein Haus.

3. Auf dem Neuhof. — Über den Ankauf der Ländereien im Birrfeld berichtet genaueres O. Hunziker in der schon erwähnten Ausgabe der zwei ersten Teile von Lienhard und Gertrud. Auch die in den Pestalozziblättern von 1882 und 1883 mitgeteilten „Birrer Erinnerungen" haben wir zu Rat gezogen. — Über den Hochzeitstag des Pestalozzischen Ehepaares ist man noch nicht im Reinen. Der 30. September wurde als solcher in Iferten gefeiert. Andere Nachrichten gehen auf den 2. Oktober. — Emanuel Fröhlichs Erinnerungen hat uns J. Keller mitgeteilt im zehnten Band (1881) von Kehrs Pädagogischen Blättern. Wir haben sie da und dort benutzen können. Fröhlich war 1769 in Brugg geboren und wäre gerne Pfarrer geworden, mußte aber das Handwerk seines Vaters ergreifen. Er wurde später Provisor und endlich selbst Friedensrichter. Er starb 1848. — Pestalozzis Leben und Wirken auf dem Neuhof ist Gegenstand einer vortrefflichen Darstellung O. Hunzikers in den Deutschen Blättern für erziehenden Unterricht 1882, S. 133 f.: P. auf dem Neuhofe. Seine Beziehungen zu Iselin und die Entstehung seiner auf dem Neuhof verfaßten Schriften werden aufs beste beleuchtet durch die von Dr. Keller in Kehrs Pädagogischen Blättern Band XIII (1884) mitgeteilten Briefe Pestalozzis: Isaak Iselin und H. P. — Die Abendstunde eines Einsiedlers ist, wie im Texte gesagt, ohne Namen des Verfassers erschienen. Bis auf den 1807 durch Niederer in sehr zweckwidriger Form veranstalteten Neudruck wußte man nicht, daß sie Pestalozzi zum Verfasser hatte. Das ist nun durch die eben erwähnte Veröffentlichung Kellers ganz festgestellt. Ein genauer Abdruck nach den Ephemeriden findet sich im 3. Bande der Ausgabe von P.s Ausgewählten Werken von Mann. Die Äußerung Bodmers über den Stil seiner Zeitgenossen haben wir dem Buche der Frau Zehnder S. 725 entnommen. — Der Neuhof gehört jetzt einem Grafen von Béon in Paris. Das Gut umfaßt 150 Juchart. Pestalozzi hatte sich ein prächtiges Wohnhaus von mehreren Stockwerken bauen wollen; da seine Mittel aber bald knapp wurden, blieb der Bau einstöckig. 1858 brannte er nebst der Scheune ab, worauf in den Trümmern eine Getreidedampfmühle und daneben eine Holzsäge eingerichtet wurde. In seinen letzten Lebensjahren baute Pestalozzi neben dem Wohnhaus im Neuhof noch ein Haus, in welchem er die Armenschule unterbringen wollte, die ihn in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens so oft beschäftigt hat. Dieses Gebäude haben die späteren Besitzer zu ihrer Wohnung gemacht. Es ist heute ein hübsches Landhaus von zwei Stockwerken.

4. Lienhard und Gertrud. Den wahren Sachverhalt der Entstehung des Buches erkennen wir aus der oben schon erwähnten Veröffentlichung Kellers in Kehrs Pädag. Blättern Band XIII (1884). Auch die Jubiläumsausgabe des Buches bringt eine dem entsprechende Darstellung aus der Feder O. Hunzikers. Über die Geschichte des Buches möge hier folgendes zusammengestellt werden. Der erste Teil erschien Ostern 1781 bei G. Jak. Decker in Berlin mit einem Titelkupfer von Chodowiecki. Die

französische Übersetzung desselben von P. d. M., welche 1783 ans Licht trat, ist mit zwölf trefflichen Kupfern dieses Künstlers geschmückt. Reproduktionen derselben giebt die schon erwähnte Jubiläumsausgabe. Der zweite Teil wurde 1783, der dritte 1785, der vierte 1787, alle drei in Frankfurt und Leipzig veröffentlicht; ein Verleger ist nicht genannt. Eine Umarbeitung in drei Bänden verlegten Ziegler & Söhne in Zürich und Leipzig, 1790—1792. Der Text ist etwas zusammengezogen; Personen, welche die erste Ausgabe erst in den späteren Teil einführt, treten hier schon früher auf. Das Buch trägt den Nebentitel: Ein Versuch, die Grundsätze der Volksbildung zu vereinfachen. Das Abstrakte im vierten Teil ist dieser Bestimmung gemäß etwas erweitert. Im ersten Teil befindet sich als typographische Verzierung die Abbildung der Vor- und Rückseite der dem Verfasser von der Ökonomischen Gesellschaft in Bern verliehenen Medaille. 1804 ließ Pestalozzi den ersten Teil nach der ersten Auflage mit unwesentlichen Änderungen wieder erscheinen. Für die Cottasche Gesamtausgabe seiner Werke arbeitete der Verfasser das Buch noch einmal um. Es sollten sechs Bände erscheinen; es blieb aber bei vieren, deren Inhalt bis in die Anfänge des vierten Teils reicht, der 1787 erschienen ist. Das Manuskript des fünften Teils ging verloren mit Handschriften Pestalozzis, welche dessen Enkel zur Veröffentlichung nach Paris geschickt hat. Pestalozzi wollte in dieser Bearbeitung ein weiteres Licht auf seine pädagogischen Versuche werfen. Dadurch hat das Buch an seiner Ursprünglichkeit nur verloren. Der sechste Teil ist vermutlich gar nicht geschrieben worden. In Seyffarths Gesamtausgabe von Pestalozzis Werken ist diese dritte Bearbeitung mit Ergänzungen aus der ersten zum Abdruck gelangt, während F. Mann in Pestalozzis Ausgewählten Werken (Bd. 1 und 2) bei der ersten Bearbeitung geblieben ist. Es ist eine der vielen Selbsttäuschungen, denen sich Pestalozzi hingab, daß er das Buch nicht lassen konnte, wie es im ersten glücklichen Entwurf geworden war. Während er an ihm weiter arbeitete, hatte der Geschmack der Leser, die vom ersten Teil sich angezogen gefühlt hatten, eine vollständige Wandlung erfahren. Er selbst war freilich der gleiche geblieben. 1881 und 1884 erschien, von Rektor Zehnder und Dr. Fr. Staub im Auftrag des Pestalozzistübchens besorgt, eine Jubiläumsausgabe von Lienhard und Gertrud. In gleichem Auftrag ist zum Pestalozzijubiläum 1896 der erste und zweite Teil durch O. Hunziker wieder herausgegeben worden mit wertvollen biographischen Zugaben. Über die Entstehung der einzelnen Teile des Buches giebt beachtenswerte Aufschlüsse der Briefwechsel zwischen Pestalozzi und dem Minister Zinzendorf (1783—1790), der in Dittes' Pädagogium von 1881 mitgeteilt wird.

5. **Der Umsturz.** Es steht fest, daß die Nachforschungen über den Gang der Natur u. s. w. 1797 ans Licht getreten sind; doch finden sich in neueren Büchern über Pestalozzi vielfach andere Daten: 1798 und 1799. Entstanden ist die Schrift 1790—1793. Nach einem Brief an Fellenberg vom 15. November 1793 hätte er damals sein Manuskript ins Reine gebracht, und er berichtet selbst, daß er drei Jahre „mit unglaublicher Mühseligkeit" an der Schrift gearbeitet habe. In der Cottaschen Ausgabe ist sie mit einigen Änderungen 1821 erschienen. Vom Originaldruck ist 1885 bei Fr. Schultheß in Zürich eine neue Ausgabe erschienen. Das Buch blieb fast unbeachtet. Die Weitschweifigkeit der ganzen Anlage desselben schreckte vom Lesen ab, und man sah in ihm nur eine verspätete Nachfrucht Rousseauischer Spekulation. — Über die politische Umwälzung, aus welcher im Jahre 1798 der Helvetische Freistaat (la République Helvétique, „die Helvetik") hervorging, unterrichtet in Kürze eine von der Pestalozzikommission herausgegebene Schrift O. Hunzikers: Die Staatsumwälzung des Jahres 1798 (Bureau des Pestalozzianums

in Zürich). Eine kritische Darstellung der Hauptmomente giebt Archivar Dr. J. Strickler: Aus der Helvetischen Revolutionsgeschichte — in Bühlmanns Praxis der Schweizerischen Volks- und Mittelschule 1885 u. f. Wir haben aus dem mehrfach angeführten Buche der Frau Zehnder-Stadlin die Angaben über den Anteil Lavaters und Pestalozzis an der Staatsumwälzung entnommen.

6. **Stans.** Pestalozzis in die Form eines Briefes gekleideter Bericht über seine Thätigkeit in Stans ist unmittelbar nach der Auflösung der Anstalt niedergeschrieben, aber nicht veröffentlicht worden. Niederer hat ihn erst bekannt gemacht 1807 in der Wochenschrift für Menschenbildung, die „Pestalozzi und seine Freunde" (d. i. eigentlich Niederer) 1707—1711 herausgaben. Die von ihm beigefügten Bemerkungen sind bezeichnend für den Herausgeber, der schon über die ersten pädagogischen Versuche Pestalozzis ein richtigeres Urteil zu haben glaubte als dieser selbst. Die Cottasche Gesamtausgabe hat diese Anmerkungen weggelassen. Der Bericht trägt hier die Überschrift: Pestalozzis Brief an einen Freund über seinen Aufenthalt in Stans. — Über Niederers Beurteilung des Erziehungsversuches von Stans s. die Pestalozziblätter von 1880 S. 49. Der von Niederer angeführte Ausspruch Pestalozzis: „Ich wußte bestimmt nicht, was ich that; aber ich wußte, was ich wollte, und das war: Tod oder Durchsetzung meines Zwecks" — steht im ersten Brief von „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt". Niederer wird uns später noch beschäftigen. Zur Rechtfertigung des Urteils, das wir in diesem Abschnitte unserer Darstellung über ihn gefällt haben, stehe hier nur eine Äußerung Pestalozzis von 1820: „Die praktische Thätigkeit, die das Gedeihen unserer Zwecke allein hätte sichern können, verlor sich allmählich in unserer Mitte auf eine bedauerliche Weise" (Vorr. zur zweiten Aufl. von „Wie Gertrud u. s. w."). Diese Worte können nur auf Niederer bezogen werden und etwa auf Pestalozzi selbst.

7. **Burgdorf und Münchenbuchsee.** A. Soyaux hat seinen Bericht über Burgdorf 1803 veröffentlicht unter dem Titel: Pestalozzi, seine Lehrart und seine Anstalt (Leipzig, Fleischer, 1803). Das kleine Buch ist außerordentlich selten geworden. Das wichtigste daraus teilen aber O. Hunziker in seiner Geschichte der schweizerischen Volksschule 2. Bd. S. 111 f. und die Deutschen Blätter f. erz. Unterricht 1896 S. 77 f. mit. — Herbart äußert sich über Pestalozzi am gründlichsten in seiner Bremer Vorlesung „über den Standpunkt der Beurteilung der Pestalozzischen Unterrichtsmethode" (1804), dann in seinem Vortrag „über Pestalozzis neueste Schrift: Wie Gertrud ihre Kinder lehrte" (1802). Mit seiner Schrift: „Pestalozzis Idee eines ABC der Anschauung" (1802) wollte Herbart einen Beitrag zur weiteren Ausbildung der Pestalozzischen Methode geben; als Pestalozzi aber von seinem Quadrat nicht abging, gab der Verfasser seinem Buche in der zweiten Auflage (1804) selbständige Bedeutung. — Über die Pestalozzischulen in Spanien berichtet Morf im Neujahrsblatt der Hülfsgesellschaft von Winterthur 1876, danach ein Artikel in der Beilage der Augsburg. Allg. Zeitung vom 28. April 1876. — Johannes von Muralt ist vortrefflich geschildert in einer 1876 erschienenen, von H. Dalton verfaßten Biographie, die nur gerade über den Anteil Muralts an der Herbeirufung Fellenbergs nichts Näheres enthält. Über Fellenberg mag man jetzt den ohne Voreingenommenheit geschriebenen Artikel in Reins Encykl. Handbuch der Erz. von R. Dietrich und O. Hunzikers Aufsätze über Pestalozzi und Fellenberg in den Deutschen Blättern für erz. Unt. 1879 nachsehen. —

8. **Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.** Dieser Abschnitt hat den besonderen Zweck, die Grundsätze der Pestalozzischen Pädagogik nach ihrer

eigentlichen Quelle darzustellen. Darum sind auch Stellen aus späteren Schriften herbeigezogen, welche Pestalozzis Meinungen authentisch wiedergeben. Die Litteratur über Pestalozzis Methodik läßt sich kaum mehr übersehen. Doch sei hier einer Arbeit von Dr. Th. Wiget gedacht, die den Gegenstand besonders klar behandelt, aber wegen des Ortes, an dem sie zu finden ist, und vielleicht auch wegen ihres Titels leicht unbeachtet bleiben könnte. Dieselbe ist in den Jahrbüchern des Vereins f. wiss. Pädagogik (23. u. 24. Bd.) erschienen und trägt die Überschrift: Pestalozzi und Herbart.

9. Iferten. So schreiben wir, weil die meisten schweizerischen Berichte über Pestalozzis Anstalt heute so schreiben, wenn sie sich der deutschen Sprache bedienen. Eigentlich war es ein französischer Ort, wenn auch deutsch redendes Gebiet in der Nähe lag, und so wäre es wohl richtiger, Yverdon zu sagen. — Über Vulliemins Bericht in seinen Souvenirs racontés à mes petits enfants (1871) s. J. Keller: Louis V. bei Pestalozzi in Yverdon — in Kehrs Pädag. Blättern 1879 S. 329 f. — Von de Laspée spricht Diesterweg an mehreren Orten. Wir beziehen uns auf das Jahrbuch für Lehrer 5. Jahrgang (1855) S. 33 und auf die vortreffliche Besprechung des dritten Teils der Geschichte der Pädagogik von K. von Raumer in den Rheinischen Jahrbüchern 1848 S. 32 f., die für uns um so wichtiger ist, als wir über Raumers Begegnis mit Pestalozzi im nämlichen Zusammenhange zu reden haben. — Raumers Bericht über seinen Aufenthalt in Iferten sehe man im zweiten Teil seiner Geschichte der Pädagogik (2. Aufl. S. 436 f.). Raumers Urteil über Pestalozzi ist einseitig; aber es ist nützlich, auch diejenigen zu hören, die den Schwächen des großen Mannes in persönlicher Erfahrung nahe getreten sind. — Niederers und Zschokkes Urteil über Pestalozzi entnehmen wir einem Artikel der Pestalozziblätter 1880 S. 57 und Zschokkes Ges. Schriften Bd. 32. — Über Pestalozzis Christentum hat K. von Raumer an der schon angeführten Stelle ein besonderes Kapitel eingeschoben, das indessen nur beweist, daß der Verfasser die Überzeugung in sich trug, im echten Christentum viel höher zu stehen als jener. Was wir von Denzel gesagt haben, ist einem schönen Aufsatz von Gundert über ihn in Kehrs Pädag. Blättern 1890 S. 309 f. entnommen. Neuerdings ist in dieser Sache als Ankläger Pestalozzis aufgetreten Dr. J. Schwendimann: Der Pädagoge H. P. nach zeitgenössischen Quellen im Lichte der Wahrheit dargestellt. Luzern 1896. Dagegen schrieb J. Edelmann: Pestalozzi — auch im Lichte der Wahrheit. Eine Ehrenrettung. Lichtensteig, 1896. 2. Aufl. — Die Pestalozzische Methode des Gesangunterrichts empfiehlt Nägeli noch in seinen 1826 erschienenen Vorlesungen über Musik S. 244 f. Ein eingehender Artikel von E. H. Wolfram in Kehrs Pädag. Blättern 1878 handelt von der „Pestalozzi-Pfeiffer-Nägelischen Gesangbildungslehre". — An dieser Stelle sei noch bemerkt, daß 1847 die philosophische Fakultät der Universität Breslau Pestalozzi zum Doktor der Philosophie erhoben hat. Das Diplom wird erteilt viro haud unius aevi, Helvetiarum decori, generis humani vindici ac sospitatori, omnium quotquot salubriorem educandi viam monstrando nominis immortalitatem meruere, veterano ac principi.

10. Der Schwanengesang. Für die Darstellung der letzten Lebensjahre Pestalozzis haben wir u. a. zu Rat gezogen die „Brugger Erinnerungen an H. P.", die J. Keller in Kehrs Pädag. Blättern 1881 S. 113 f. hat erscheinen lassen, dann verschiedene Aufsätze der Pestalozziblätter von 1880 (Zschokke), 1881 (Pfarrer Rahn), 1882 (Helvetische Gesellschaft) und 1894 (Kulturgesellschaft zu Brugg).

Pestalozzis Werke sind zum erstenmal gesammelt in der 1819 bis 1826 bei Cotta in Stuttgart und Tübingen in 15 Bänden erschienenen Ausgabe von „P.s sämtlichen Schriften". Diese Gesamtausgabe umfaßt aber nicht einmal alle zu P.s Lebzeiten von ihm veröffentlichten Schriften. Lienhard und Gertrud ist darin nach der dritten Bearbeitung mitgeteilt; es ist also Bruchstück. — 1869—1873 ist die Ausgabe von „P.s sämtlichen Werken" des um die Pestalozziforschung sehr verdienten Rektors L. W. Seyffarth in 18 Bänden erschienen zu Brandenburg. Lienhard und Gertrud erscheint hier in der dritten Bearbeitung, die aus der ersten ergänzt ist. — Die bedeutendsten der Pestalozzischen Werke faßt F. Mann zusammen in seiner vierbändigen Ausgabe von „J. H. P.s Ausgewählten Werken", die erstmals 1869 zu erscheinen begonnen hat und jetzt in vierter Auflage vorliegt. Lienhard und Gertrud ist hier nach der ersten Bearbeitung gedruckt. Die Sammlung enthält eine Biographie, Einleitungen, Anmerkungen und ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis. — Heute ist die Pestalozzilitteratur unübersehbar geworden. Aber wir besitzen eine vortreffliche „Zusammenstellung der Schriften von und über P." von A. Israel (Zschopau 1894), zu der schon Nachträge erschienen sind von R. Aron und A. Israel in den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, Jahrg. VI (1896) Heft 1 (Pestalozziheft).

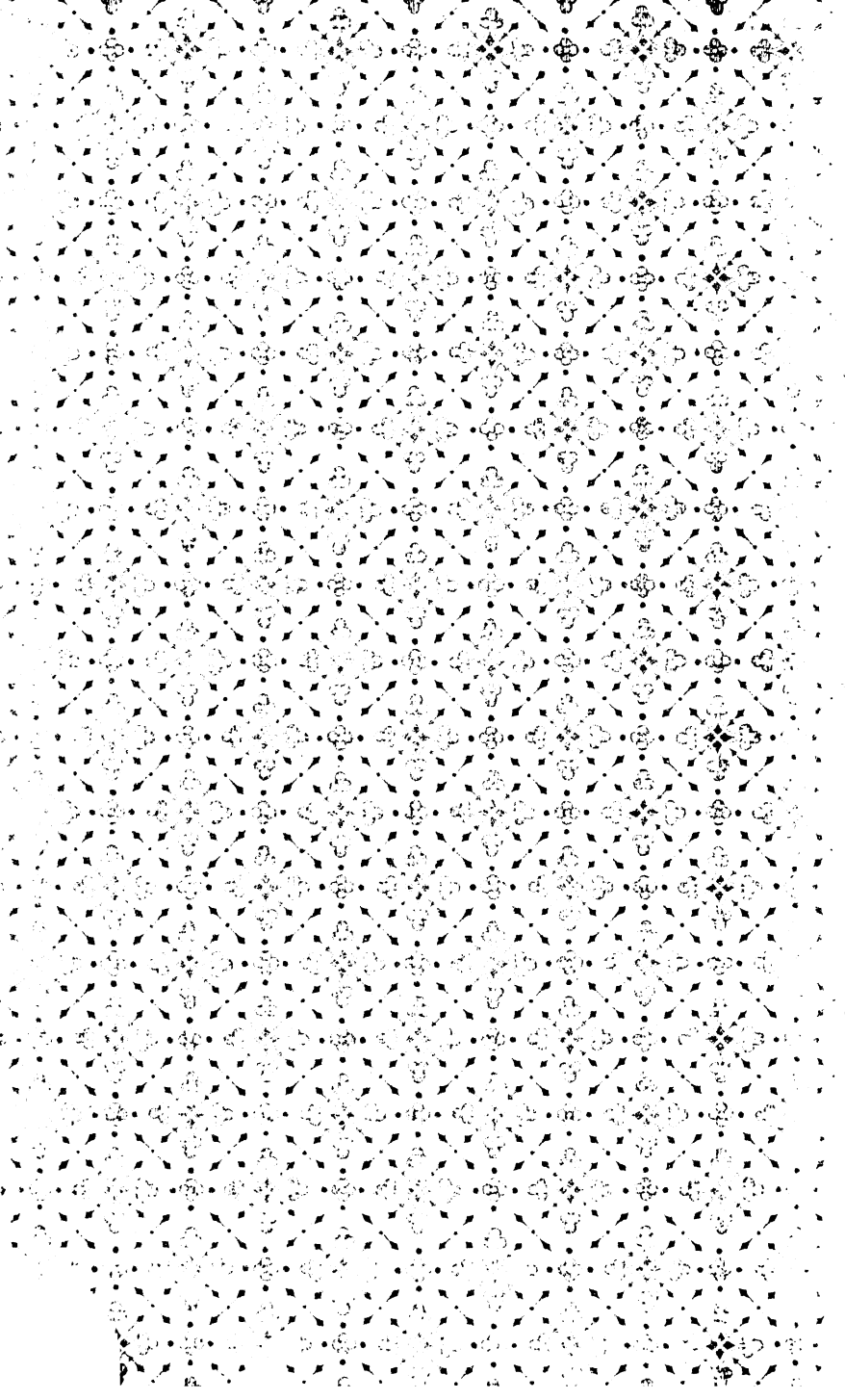
Für Pestalozzis Lebensgeschichte kommen heute vornehmlich folgende Werke in Betracht: H. Morf, Zur Biographie P.s in vier Bänden 1868—1889 (Winterthur). Das Buch ist mit der Zeit eine wirkliche Biographie geworden. — J. Guillaume, Pestalozzi. Etude biographique. Paris 1890. Ein reichhaltiges und genaues Buch, das Morf in einzelnen Punkten noch ergänzt. — O. Hunziker, Geschichte der Schweizerischen Volksschule in 3 Bänden. Zürich 1881—1882. Mit vielen, z. T. wertvollen Biographien.

Von den Bildnissen Pestalozzis haben das von Diogg um 1804 in Kreide ausgeführte und eines von G. Fr. Ad. Schöner die meiste Verbreitung gefunden. Das unserem Buche beigegebene Bild ist nach einem in der Gottfried Keller-Stiftung in Zürich befindlichen Ölbild hergestellt. Die Vergleichung mit anderen Bildern ergiebt, daß es ähnlich sein muß.

Inhalt.

	Seite
Pestalozzi	3
1. Familie und Heimat	4
2. Schul- und Studienjahre	6
3. Auf dem Neuhof	15
4. Lienhard und Gertrud	24
5. Der Umsturz	39
6. Stans	47
7. Burgdorf und Münchenbuchsee	51
8. Wie Gertrud ihre Kinder lehrt	63
9. Iferten	73
10. Der Schwanengesang	91
Anmerkungen und Zusätze	100

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



Educ 206.1.100
Pestalozzi.
Widener Library
006502067
3 2044 079 661 229